Sezession

Islam

Autorenportrait
Lawrence von Arabien

Karlheinz Weißmann
Islam als Modell

Ellen Kositza
Kopftuchmädchen

Harald Seubert
Orient und Okzident

Niko Colmer
Dschihad-Freizeitpark



40

Februar 2011
10 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

9. Jahrgang, Februar 2011,
Heft 40

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer Sezession für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10,– € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten für einen Kurzbeitrag 8.500, für einen Grundlagenbeitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Der Bildinnenteil zeigt das Hisbollah-Freilichtmuseum in Mleetea/Libanon.
Fotos: © bei Niko Colmer.

Informationen zu den Autoren in diesem Heft auf Seite 27

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Die Unruhen in Tunesien haben in Europa kaum Irritation ausgelöst. Hierzulande hält man das ganze für eine Sache, die uns nichts angeht oder um die sich die Franzosen kümmern. Ansonsten wird die Frage von Regimekrise oder Regimewechsel als Teil jener ermüdenden politischen Abläufe in den ehemaligen Kolonialgebieten betrachtet, mehr oder weniger »Dritte Welt«, mehr oder weniger geschlagen mit Kleptokratie, Korruption, Unfähigkeit, Schwierigkeiten, sich auf dem Markt zu behaupten. Hinzu kommen die Flüchtlingsströme aus dem Süden, die Tunesien weder abwehren, noch beherbergen, noch vollständig weiterleiten kann.

Tunesien ist nicht typisch für einen islamisch geprägten Staat. Das Land hat etwa im Vergleich zu Algerien eine bemerkenswert ruhige und erfolgreiche Entwicklung durchlaufen. Heute ist die tunesische Geburtenrate die geringste der arabischen Welt, allerdings wuchs die Bevölkerung seit der Unabhängigkeit auf das Dreifache, der Grad der Urbanisierung und der Verwestlichung ist hoch. Die Beschränkung der Kinderzahl hat viel mit Konsumwünschen zu tun und der Absicht, Bildungschancen wahrzunehmen. Aber in der jungen Generation finden die Qualifizierten kaum angemessene berufliche Stellungen. Ein Auslöser für die Krawalle in Tunis und den übrigen Städten war die Selbstverbrennung eines Mannes, der einen Abschluß in Informatik erworben hatte, dann aber als Obst- und Gemüsehändler arbeiten mußte und dessen Marktstand von den Behörden konfisziert worden war. Unter den Sprechern der Revolte findet sich eine bemerkenswert große Zahl arbeitsloser Akademiker.

Auch deshalb spricht wenig für eine Wiederholung der »Brot-Unruhen« von 1983 oder eine drohende Machtübernahme der Islamisten wie in den 1990er Jahren oder einen Erfolg der von Al Qaida angekündigten strategischen Schläge gegen die gemäßigten Regime in Nordafrika. Die Opposition in Tunesien hat eine Stimme und die Sympathie der europäischen Linken. Ob man die Vorgänge deshalb auf die Formel »Am Vorabend der Demokratie« (*taz*) kann, ist aber fraglich. Eher muß man mit neuen Faktoren rechnen, die die alte Sorge vor einer Destabilisierung des Maghreb um so begründeter erscheinen lassen.

Bei historischen Veränderungen geht es nicht um Hungeraufstände oder die Wut derer, die nichts zu verlieren haben als ihre Ketten, es geht um die, die einen Blick auf das gelobte Land werfen durften, denen aber der Eintritt versagt blieb; die nun einen Vorgeschmack auf den großen Komfort haben, die an den Fremden sehen, welcher Wohlstand anderswo möglich, wenn nicht alltäglich ist, und gleichzeitig die elenden Gestalten der Armutsflüchtlinge oder die der Abenteurer: So wissen sie auch, wohin der Abstieg führt. Revolutionäre Impulse hängen ab vom Glauben an die eigenen berechtigten Ansprüche.

Man muß keinen Geschmack finden an der fatalistischen Perspektive, die Gunnar Heinsohn mit seinem »Aufstand der Söhne« zeichnet, um doch zu ahnen, daß wir uns weniger Sorgen machen müssen um fanatische Glaubenskrieger oder die brutale Entschlossenheit der Taliban, nicht einmal um den *youth bulge* als solchen, den Überhang an entschlossenen jungen Männern, eher um jene Verbindung aus Demographie, Geopolitik und Fortschritt der »Schwellenländer«, die uns zwingt, ein wachsames Auge auf den Bereich vor der europäischen Haustür zu richten. Vielleicht folgt rascher als wir denken Ägypten dem tuneischen Beispiel. Beide Länder sind selbstverständlich nachhaltig vom Islam geprägt, dessen Mobilisierungskraft niemand unterschätzt. Aber: Religion ist nicht alles.

Autorenportrait Lawrence von Arabien

von Martin Lichtmesz

Hans Magnus Enzensberger bemerkte einmal, die Wissenschaft sei »notorisch« ohnmächtig vor der Macht des »Bilderbogens«, der Kolportage und der Legende über das historische Gedächtnis: »Niemand hat die Historie der Historiker im Kopf.« Diese Sätze könnten auch als Motto über einer Biographie von Thomas Edward Lawrence (1888–1935) stehen, der als »Lawrence von Arabien« zu einem der schillernden Fabelwesen des 20. Jahrhunderts geworden ist. Der junge Archäologe aus Oxfordshire war seit 1914 im Dienst des britischen Geheimdienstes in Kairo; seine ungewöhnliche Fähigkeit, Sprache und Sitten der Araber anzunehmen, ließ ihn schnell deren Vertrauen gewinnen. Lawrence avancierte zu einem bedeutenden Führer und Strategen des arabischen Aufstands (1916–18) gegen das Osmanische Reich, das sich mit Großbritannien im Krieg befand.

Den dazugehörigen Bilderbogen, den heute jeder kennt, hat David Lean 1962 in Form eines Monumentalfilms in Breitwand und Technicolor geschaffen. Peter O'Toole verkörperte den »Gelehrten, Dichter und mächtigen Krieger«, allerdings fern jeder Hollywood-Naivität, als modern-ambivalente Figur zwischen Hybris und Zerknirschung, Edelmut und Ruchlosigkeit, Grazilität und Gewalttätigkeit, Willenstärke und Selbstzweifeln, übermenschlicher Selbstbeherrschung und dunklen Leidenschaften. Was mit der triumphalen Einnahme der jordanischen Hafenstadt Aqaba beginnt, der ein heroischer Gewaltritt durch die Wüste vorangeht, endet schließlich im Grauen des Massakers von Tafas an türkischen Soldaten. »Keine Gefangenen!«, schreit ein vor Blutrausch zitternder Lawrence, ehe er sich persönlich an dem großen Gemetzel beteiligt. So gut wie alles in dem Film ist stark dramatisiert, wenn nicht überhaupt frei erfunden. Die Freunde und Verwandten, die 1962 noch am Leben waren, gaben zu Protokoll, daß die Filmfigur wenig Ähnlichkeit mit ihrem Vorbild habe.

Michael Korda: *Hero. The Life and Legend of Lawrence of Arabia,* New York 2010.

O'Tooles abgründige Interpretation war bereits Folge einer revisionistischen Neubewertung der nationalen Ikone. Lawrence war einer der berühmtesten Menschen der Zwanziger und Dreißiger Jahre gewesen. Michael Korda vergleicht seinen Status mit dem von Elvis, den Beatles oder

gar Prinzessin Diana. Als er starb, romantisierten ihn Nachrufe als »Troubadour« und »Ritter in schimmernder Rüstung«. Winston Churchill nannte ihn einen »der größten Menschen unserer Zeit« und fürchtete, man werde »seinesgleichen niemals wiedersehen«. Seine Popularität verdankte er dabei zu einem erheblichen Teil dem amerikanischen Journalisten und Fotografen Lowell Thomas, der 1919/20 mit einer neuartigen Multimedia-Show durch Großbritannien und die USA tourte und Lawrences Abenteuer einem Millionenpublikum präsentierte. Dieser fühlte sich jedoch in der Rolle als Buffalo Bill des Medienzeitalters alles andere als wohl. Auf dem Höhepunkt seines Ruhmes zog sich Lawrence, den viele für einen Selbstdarsteller und Hochstapler hielten, aus der Öffentlichkeit zurück und diente bis knapp vor seinem frühen Lebensende unter einem Inkognito als einfacher Soldat in der Luftwaffe. Als er im Alter von 46 Jahren bei einem Motorradunfall ums Leben kam, war das Interesse an ihm ungebrochen. Bis heute streiten sich seine Biographen leidenschaftlich über Dichtung und Wahrheit seines unwahrscheinlichen Lebens. Schon 1927 warnte Lawrence den jungen Dichter Robert von Ranke-Graves: »Ich bin ein ziemlich komplizierter Mensch, und das eignet sich schlecht für eine einfache Biographie«.

Lawrence hat umfangreiche Selbstzeugnisse hinterlassen, und das macht das Rätsel um ihn eher noch größer. Zu seiner literarischen Hinterlassenschaft zählen tausende Briefe an Schriftsteller, Künstler und Politiker, eine Prosaübersetzung der *Odyssee*, vor allem aber die autobiographischen Werke *Die sieben Säulen der Weisheit* (*The Seven Pillars of Wisdom*) und *Unter dem Prägestock* (*The Mint*), deren vollständige Fassungen erst nach seinem Tode der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. In Wirklichkeit ist er alles andere als der Tatmensch gewesen, für den ihn alle Welt hielt. »So wie ich meinen Krieg übergenau ausgedacht hatte, weil ich kein Soldat war, so hatte ich meine Taten übergenau ausgearbeitet, weil ich kein Mann der Tat war. Es waren sehr bewußte Versuche, und mein Ich stand dabei abseits als kritischer Zuschauer.« Der Mann, der ein unwiderstehliches Charisma zu entfalten vermochte, der Präsidenten und Königen ohne Umschweife auf Augenhöhe entgegentrat, der mit einem »Genie für Freundschaft« (Henry Williamson) begabt war, blieb im Grunde ein schüchterner, einsamer Mensch, dem jede Intimität »beschämend« erschien, »wenn der andere sie nicht vollkommen erwiderte, mit derselben Sprache, auf dieselbe Art, aus denselben Gründen.«

Desmond Stewart: *Lawrence von Arabien. Magier und Abenteurer*, Düsseldorf 1979.

Jeremy Wilson: *Lawrence von Arabien. Die Biographie*, Berlin 2004.

Seine inneren Widersprüche waren schon früh scharf ausgeprägt, ebenso das peinliche Wissen um seine Andersartigkeit. Im Kindesalter entdeckte er das streng gehütete Geheimnis seiner puritanisch frömmelnden Eltern: Ihre Verbindung war illegitim. Sein Vater, Sir Thomas Chapman, hatte eine für seine Zeit und Klasse ungewöhnliche Entscheidung getroffen, als er seine Frau verließ und mit dem Kindermädchen seiner vier Töchter durchbrannte, um mit ihr fünf Söhne zu zeugen. Lawrences Lage als Heranwachsender ähnelte jener, die Ernst Jünger in *Afrikanische Spiele* schildert. »Monumentale Unterernährung« und die kleinbürgerliche Enge des Elternhauses beförderten wildromantische Träume, gleich dem Oxfordschüler aus einem Gedicht von Matthew Arnold, der mit einer »wilden Bruderschaft die Welt durchstreifte«. Dies geschah zur gleichen Zeit, als deutsche Pennäler via Karl May von Abenteuern unter Indianern und Beduinen träumten.

Ernst Jünger: *Afrikanische Spiele*, Hamburg 1936. (SW Stuttgart 1978).

Die von Lawrence oft betonte »Besessenheit der orientalischen Menschen von der Antithese zwischen Körper und Geist« charakterisierte auch ihn. Lawrence besaß einen eher zierlichen, aber zäh gestählten Körper, den er von Jugend an einer mönchischen Zucht unterwarf. Dazu gehörte auch eine lebenslange Enthaltung vom Sexus, obgleich er *par excellence* das war, was Hans Blüher einen »Männerhelden« nannte. Die fleischlichen Leidenschaften waren für ihn stets mit Schmerz und Gewalt verbunden. In einer berüchtigten Szene der *Sieben Säulen* schildert Lawrence eine traumatische Folterung und Schändung durch türkische Soldaten mit einer detailversessenen Genauigkeit, die manchen Biographen zur Spekulation verleitete, ob sie nicht gänzlich der abseitigen Phantasie des Autors entstamme. Während seiner Rückzugszeit im Militärdienst unterwarf er sich Geißelungen durch einen ihm ergebenen Kameraden. Der Sadomasochismus hat oft eine starke geistig-entkörperlichende, ritualisierende Komponente; vielleicht glich Lawrence auch hier einem Mystiker, der durch Selbstkasteiung die Grenzen seines irdischen Seins zu überschreiten versucht.

Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und Nacht*, Berlin 1929.

Sein Hauptwerk *Die sieben Säulen der Weisheit*, das Militärgeschichtsschreibung, Reisebericht und bekenntnishafte Selbstreflexion vereint, gilt als Meisterwerk der englischen Literatur. Lawrence schrieb es mit Melville und Dostojewskij, Vergil und Homer im Hinterkopf, eher der dichterischen als der faktischen Wahrheit zugetan. Die alte Sehnsucht der abenteuerlichen Herzen der Weltliteratur, die Feder und die Tat in Einklang zu bringen, hatte sich in seiner Person auf erstaunliche Weise erfüllt. Wie bei Ernst Jünger stand am Anfang der Tat der Traum. »Alle Menschen träumen, aber nicht gleich«, schrieb Lawrence. »Die, die während der Nacht in der staubigen Tiefe ihres Verstandes träumen, wachen am Tage auf, um zu entdecken, daß alles nur Wahn war; aber die Tagträumer sind gefährliche Menschen, denn sie können ihren Tagtraum mit offenen Augen darstellen, um ihn wahr zu machen. Das tat ich.« Und er fährt fort: »Ich hatte die Absicht, eine neue Nation zu schaffen, einen verlorengegangenen Einfluß wieder herzustellen, auf der sie den Traumpalast ihres nationalen Denkens bauen könnten.« Dieser Traum war allerdings nicht so unpersönlich und selbstlos, wie Lawrence es im Rückblick zeichnete. Man kann hier an Armin Mohlers Anekdote denken, wie ein Nationalsozialist während des Krieges ihm gegenüber abschätzig über Jünger urteilte, er kämpfe nicht für sein Volk, sondern nur für sich selbst. Lawrence bekannte an einer anderen Stelle: »Ich hatte mein ganzes Leben nur ein Verlangen – nach der Macht des Selbstausdrucks in einer schöpferischen Form.« So aufrichtig seine Liebe zu der arabischen, insbesondere beduinischen Welt gewesen sein mag, so sehr gibt es Anzeichen dafür, daß er mit seinem Kriegsabenteuer vor allem einen Drang nach einer nahezu religiösen Absolutheit zu stillen suchte, die seinen immensen Talenten und seelischen Hochspannungen entsprach. Zu Beginn der *Sieben Säulen* meditiert er über den Ursprung der »semitischen Religionen« in der Leere der Wüste. Wer dorthin ging, aus einem »unverständlich leidenschaftlichen Sehnen« heraus, um alleine mit Gott zu sein und seine Unterweisung zu empfangen, kehrte als Prophet zurück. Er selbst ging diesen Weg, wurde für kurze Zeit zur Jeanne d'Arc Arabiens, zu einem weißen Mohammed aus dem Okzident.



Colonel T. E. L., Ölgemälde von Augustus John, 1919

Die körperlichen und seelischen Extremerfahrungen, die ihn an die äußerste Grenze der Belastbarkeit brachten und die er mit eisernem Willen auf sich nahm, sind heute kaum vorstellbar. Dem äußeren Befreiungskrieg entsprach eine Art innerer Dschihad gegen den Kerker des Allzumenschlichen, aber auch gegen den »tyrannischen Geist«, der in seinem physiognomisch markant ausgeprägten Kopf saß, und der, wie Colin Wilson anmerkte, nie aufhören konnte, zu denken und ihn von der Wirklichkeit zu entfremden. Was Lawrence an den »Semiten« (den Wüstenreligionen, also inklusive Islam und Judentum, exklusive Christentum) so faszinierte, mag Projektion seiner eigenen Sehnsucht gewesen sein. »Schon gleich zu Anfang, bei der ersten Begegnung mit ihnen, fiel die Klarheit und Härte ihres Glaubens auf, der fast mathematisch genau in seiner Abgrenzung ist und durch seine Gefühlskälte abstößt. Die Semiten kennen keine Halbtöne in den Registern ihrer transzendentalen Schau. Sie sind ein Volk der Grundfarben, oder vielmehr des Schwarz und Weiß, und sehen die Welt nur in Umrissen. Sie sind dogmengläubig und verabscheuen den Zweifel, die

Dornenkrone unserer Zeit. … Ihr Instinkt bestimmte ihre Überzeugungen, die Intuition ihr Handeln. Ihre Haupttätigkeit bestand in der Herstellung von Glaubensbekenntnissen; sie besaßen geradezu ein Monopol auf Offenbarungsreligionen.«

Lawrence fühlte sich demgegenüber als Sohn eines überkomplex, aber auch träge und materialistisch gewordenen Zeitalters. Als »Lawrence von Arabien« mag er oberflächliche Ähnlichkeit gehabt haben mit jenem vom Kolonialismus geprägten Typus des Präfaschisten, der »sich den Bantus und Tuaregs näher fühlt als der Mehrheit seiner Landsleute zu Hause, und der deshalb zu solchen Völkern und Stämmen ein erstaunliches Vertrauensverhältnis zu erringen vermag« (Armin Mohler). Er mag die islamisch-arabische Welt auch ähnlich im Glanze eines »sens ascétique et militaire de la vie« verklärt gesehen haben, wie der spätere faschistische Theoretiker Maurice Bardèche, der im Koran »Virilität« und »Römertum« zu finden glaubte und das mittelalterliche Reich der Araber als »ein Reich der Zivilisation und der Schönheit« pries. Lawrence träumte zwar wie die Faschisten den Traum einer Renaissance vergangener nationaler Größe, aber es blieb der Traum eines fremden Volkes und eines fremden Glaubens. Seine Rolle blieb nur eine Maske, der er sich ständig bewußt war. »Ich … schämte mich meiner Unbeholfenheit, meines Äußeren und meines einsamen Andersseins, das mich kein Kamerad sein ließ, sondern immer nur ein Bekannter, abgeschlossen, eckig, unhandlich, wie ein Kristall.« Ein englischer Polizist erlebte in scharfem Kontrast zu Lawrences Selbstwahrnehmung, wie wilde Horden von Beduinen in Amman einritten, in die Luft schossen und jubelnd seinen Namen riefen. In dem Moment erschien ihm Lawrence wie ein neuer Alexander, der sein eigenes Reich »von Palästina bis zum Persischen Golf« hätten haben können.

Armin Mohler: *Der faschistische Stil*, zuletzt in ders.: *Das Gespräch. Über Linke, Rechte und Langweiler*, Dresden 2001.

Maurice Bardèche: *Qu'est-ce que le fascisme?* Paris 1961.

Lawrence aber war kein Araber geworden, mit jenem reinen, klaren, schwarzweißen Wüstenglauben. Seine Glaubensstärke, die ihn ein Werk vollbringen ließ, »zu dem nur ein Genie, ein Prophet oder ein Verbrecher fähig gewesen wäre«, war bloß ausgeliehen. In ihm wirkte stattdessen beständig, was der islamischen Welt eher fremd ist: der unaufhörliche Drang zur skrupulösen Selbstbefragung und Gewissensprüfung. Trotz seiner Entfremdung von der Religion seiner Eltern war er aus einem Holz geschnitzt, aus dem zu anderen Zeiten christliche Heilige gemacht wurden. Am Ende fühlte er sich schuldig gegenüber der Sache, der er gedient hatte. Das Sykes-Picot-Abkommen vom Mai 1916 teilte den Nahen Osten in französische und britische Einflußsphären auf, die keinen Platz für eine geeinte arabische Nation ließen. Noch 1919 versuchte Lawrence in Paris nach Kräften, diplomatisch für die arabische Sache zu wirken. Er brachte zuvor sogar seinen wichtigsten Kampfgefährten Emir Faisal, den späteren ersten König des Irak, mit Chaim Weizmann zusammen, um einen arabisch-jüdischen Staat in Palästina zu verhandeln. Der weitere Verlauf der Geschichte wirkt sich bis heute in blutigen Kämpfen aus; es war Lawrence, der den Sprengstoff und die Guerillataktik zu den Menschen jener Regionen gebracht hatte, in denen heute Widerstand gegen Imperialisten geleistet wird, die den dort herrschenden Nomos weniger respektieren, als er es tat. Sein Rückzug in ein karges Landhaus und in die ruhmlosen untersten Ränge und den Drill der britischen Armee kann auch als Konsequenz seines subjektiv empfundenen inneren wie äußeren Scheiterns betrachtet werden. Ob es unter diesen Umständen zu der von einem guten Bekannten betriebenen politischen Vereinnahmung als einer Art Gabriele D'Annunzio Englands für die zunächst sehr erfolgreichen Faschisten um Oswald Mosley gekommen wäre, bleibt durch Lawrences frühen Tod 1935 Spekulation.

Eugen Gottlob Winkler: *Oberst Lawrence*, in ders.: *Gestalten und Probleme*, Leipzig 1937.

Sein »geistiger Selbstmord« jedenfalls hatte einen Zug von christlicher Selbstverleugnung, war vielleicht auch ein Versuch, sein ungeliebtes Ego abzuschleifen und zu demütigen. Ruhm und Ehre der Welt, wie das Leben selbst erwiesen sich als flüchtiger Traum. »Sie wundern sich, was ich wohl so tue«, schrieb er in seinem Todesjahr an den Maler Eric Kennington. »Nun, ich wundere mich auch. Tage scheinen anzubrechen, Sonnen zu leuchten, Abende zu folgen, und dann schlafe ich. Was ich getan habe, tue, tun werde, ist mir rätselhaft und verwirrt mich. Haben Sie sich jemals wie ein Blatt gefühlt, das im Herbst vom Baum fällt – und sind wirklich verwirrt darüber gewesen? So geht es mir.« Man kann es aber auch mit einer Shakespeare-Paraphrase anders herum sagen: Lawrences Leben, er selbst, war aus dem Stoff, aus dem die Träume gemacht sind.

Bibliographie:

Die sieben Säulen der Weisheit (The Seven Pillars of Wisdom), München 1936. Deutsch von Dagobert von Mikusch. (seither zig Auflagen)

Unter dem Prägestock (The Mint), München 1955, zuletzt: München 1990. Deutsch von Hanns von Krannhals (Bericht über Lawrences Ausbildung bei der Royal Air Force).

Islam als politisches Modell

von Karlheinz Weißmann

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, eine Generation nach dem Fall des letzten maurischen Stützpunkts in Spanien, kam es erneut zu einem direkten Zusammenstoß zwischen islamischer und abendländischer Welt. Das osmanische Reich hatte nach der Eroberung Konstantinopels begonnen, den südosteuropäischen Raum zu unterwerfen. 1526 siegten seine Truppen in der Schlacht bei Mohacs und stießen weiter nach Österreich vor. Sie marschierten auf Preßburg, wandten sich dann aber gegen Wien, das sie 1529 erreichten und belagerten. In dieser Situation forderte Karl V. die Reichsstände zur Unterstützung auf. Die evangelischen zögerten wegen der Unterdrückungsmaßnahmen, denen sie in der Vergangenheit durch ihr katholisches Haupt ausgesetzt gewesen waren.

Angesichts dieser Lage forderte Luther seine Anhänger auf, dem Kaiser den »Türkenpfennig« als Kriegssteuer zu zahlen und Truppen zu stellen. In der Stunde der Gefahr, so Luthers Argumentation, habe der Glaubensstreit zu schweigen, müßten alle Kräfte zur Verteidigung gebündelt werden. Er lehnte zwar den vom Papst geforderten Kreuzzug ab, billigte aber ausdrücklich eine militärische Aktion unter dem Kommando des Kaisers als weltlicher Obrigkeit.

In vielem folgte Luther der mittelalterlichen Theologie im Hinblick auf seine Argumentation gegen den Islam. Er hielt ihn auch für die »Zuchtrute Gottes«, für eine endzeitliche Prüfung, sogar für eine Teufelslehre gleich der des Papstes. Ungewöhnlich war aber die Deutung als politisches Muster. In seiner Abhandlung *Vom Kriege wider die Türken* hieß es: »… der Türke ist der Mann, der dich lernen wird, was du itzt für gute Zeit hast, und wie jämmerlich, undankbarlich, böslich du sie wider Gott, seine Diener und deinen Nähisten zubracht, versäumet und missebraucht hast. Der Türke weiss den Adel zu mustern und zu demüthigen, die Bürger zu züchtigen und gehorsam zu machen, die Baurn zu zähmen und den Muthwillen zu büssen. Darumb denke und sei frumm, und bitte Gott, dass der Türke nicht dein Schulmeister werde: das rath ich dir, er hats vor Wien allzu greulich beweiset, wie ein wüster, unsauber Zuchtmeister er sei.«

Paul Althaus: *Luthers Theologie*, zuletzt Gütersloh 1994.

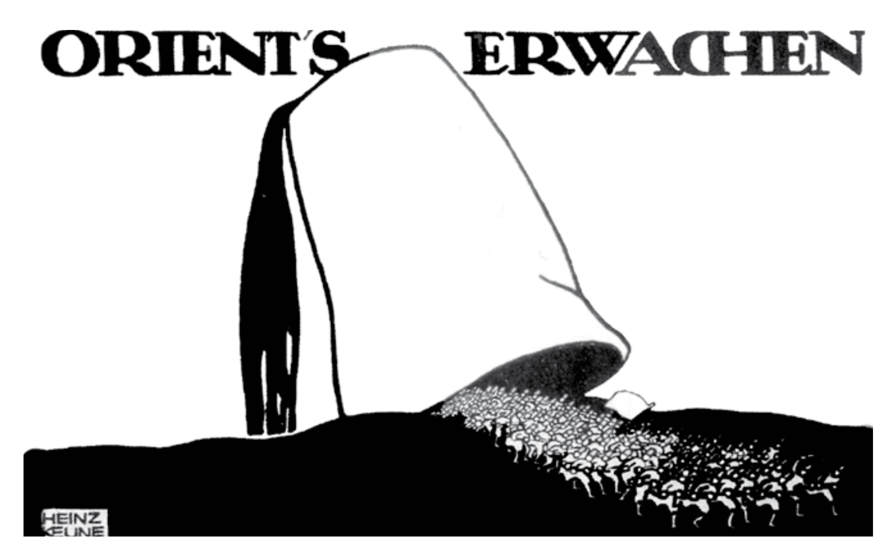
Ein Aspekt der Zwei-Reiche-Lehre Luthers war eben, daß er den Staat als solchen für denkbar hielt, daß es aus seiner Sicht des christlichen Glaubens nicht bedurfte, um ein funktionierendes politisches Gemeinwesen aufzubauen, daß die heidnischen Römer wie die muslimischen Türken in vieler Hinsicht Staaten besaßen, die den europäischen und also christlichen überlegen waren. Die Überlegenheit maß Luther nicht zuletzt an der Kriegstüchtigkeit der Gegenseite, die er sich nicht anders als durch eine geordnete Verwaltung und strenge Hierarchie erklären konnte.

Es war diese Vorstellungsweise in Luthers Zeit die Ausnahme, zeigte aber ein Denkmotiv, das in der Folge Einfluß gewinnen sollte und noch um einen wesentlichen Aspekt ergänzt wurde. Man kann das zuerst an der Debatte über die Person Mohammeds im Zeitalter der Aufklärung ablesen, so im Fall der Biographie des Religionsstifters, die der französische Historiker Henri de Boulainvilliers abgefaßt hat. Boulainvilliers wies nicht nur den klassischen Vorwurf des Betrugs gegen Mohammed zurück, sondern rühmte auch die Kampfkraft und den Mut der islamischen Krieger. Zu ganz ähnlichem Urteile kam Herder in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Herder unterließ sogar den üblichen Tadel für die bewaffnete Mission: Der Islam habe den Glaubenszwang wenigstens offen mit dem »Schwert in der Hand« geübt, nicht durch »Schleichhandel, Weiber und Mönche«. Entscheidender aber war aus Herders Sicht das neue Ethos, das Mohammed gestiftet hatte: »Die Araber gingen zur Schlacht wie zum Dienst Gottes, mit Sprüchen aus dem Koran und mit Hoffnungen des Paradieses bewaffnet; auch fehlte es ihnen nicht an persönlicher Tugend.«

Die Bewunderung für den kämpferischen Geist der Moslems und sogar für den »Heiligen Krieg«, das Konzept einer totalen, das Weltliche und das Geistliche integrierenden Ordnung, hat seit dem 18. Jahrhundert eine Rolle gespielt für die positive Bewertung des Islam durch Europäer. Es stand dahinter natürlich keine genaue Kenntnis des Konzepts der *umma*, der Einteilung in das »Haus des Friedens« und das »Haus des Krieges«. Auch von den konkreten Problemen, die sich schon nach dem Tod Mohammeds aus der Anlage des Kalifats ergaben, wußte man nicht viel, hatte aber doch wahrgenommen, daß man es mit einer politischen Alternative zu tun hatte, die nicht die abendländische Trennung von Geistlichem und Weltlichem kannte und gerade deshalb zu imponierender Kraftentfaltung fähig war.

Man kann diese Einschätzung teilweise mit der wachsenden Kirchenkritik unter den Gebildeten erklären, oder auch mit der europäischen Neigung, der Gegenseite mehr als Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; der Orientalismus, das romantische Bild der arabischen Welt etwa bei Walter Scott wie Karl May, spielte eine Rolle, überhaupt der Versuch, sich exotische Welten ideal zurechtzumachen. Es gab natürlich immer auch gegenläufige Tendenzen, vor allem da, wo man es mit dem realexistierenden Islam zu tun bekam. Das Fehlen von »Fortschritt« aus eigener Kraft irritierte; über die Massaker, die die osmanische Obrigkeit anordnete, wenn es um die Disziplinierung christlicher Untertanen ging, war man ebenso empört wie über den Handel mit weißen Sklaven in den Piratenstaaten der Berberei. Der »kranke Mann am Bosporus« fand Verachtung, und die Schreckensherrschaft des Mahdi im Sudan rief Entsetzen hervor.

Trotzdem darf man die Anziehungskraft des Gedankens nicht unterschätzen, daß der Islam in manchem eine überlegene, weil geschlossenere Ordnung verkörpere. »Wenn der Islam das Christenthum verachtet«, heißt es in Nietzsches *Antichrist*, »so hat er tausend Mal Recht dazu: der Islam hat Männer zur Voraussetzung …«; und weiter: »Das Christenthum hat uns um die Ernte der antiken Cultur gebracht, es hat uns später wieder um die Ernte der Islam-Cultur gebracht. Die wunderbare maurische Cultur-Welt Spaniens, uns im Grunde verwandter, zu Sinn und Geschmack redender als Rom und Griechenland, wurde niedergetreten – ich sage nicht von was für Füssen – warum? weil sie vornehmen, weil sie Männer-Instinkten ihre Entstehung verdankte, weil sie zum Leben Ja sagte auch noch mit den seltnen und raffinirten Kostbarkeiten des maurischen Lebens! … Die Kreuzritter bekämpften später Etwas, vor dem sich in den Staub zu legen ihnen besser angestanden hätte, – eine Cultur, gegen die sich selbst unser neunzehntes Jahrhundert sehr arm, sehr spät vorkommen dürfte.«



Verheißung – Propaganda für das Bündnis der Mittelmächte mit der Türkei; Postkarte von 1915.

Was Nietzsche an exzentrischem Urteil, an Unmut über das Mittelalter und Schwärmerei für Al Andalus (den muslimisch beherrschten Teil der Iberischen Halbinsel) vorbrachte, sollte nicht davon ablenken, daß es ihm im Kern um Bewunderung dafür ging, daß der Islam »Sakralgemeinschaft« im Vollsinn ist, eine politisch-religiöse Einheit bildet, die Europa schon in der Antike eingebüßt hat. Wer darin kein Modell sah, vermutete doch Potential. Daß man während des Ersten Weltkriegs in Berlin wie in Paris an eine Revolutionierung der islamischen Welt dachte und den türkischen Sultan hier, den marokkanischen dort bewog, den »Heiligen Krieg« zu erklären, gehört in diesen Kontext. Es ging wenigstens im deutschen Fall nicht einfach um die Suche nach Kanonenfutter, sondern um eine aus Irritation und Faszination gemischte Erwartung vom Fanatismus der islamischen Massen und den Gedanken, die Entkolonialisierung im Namen Allahs zu nutzen, um Großbritannien und Frankreich tödlich zu treffen.

Man muß die Breite der Strömung betonen, um den Irrtum zu vermeiden, als sei die Bewunderung für den Islam als völkisch-religiöses Ganzes auf die nationalsozialistische Führung beschränkt gewesen oder eine Phantasterei, die sich nur in Himmlers oder Hitlers Monologen niederschlug. Es ging dabei nie nur um die Erwägung, ob es für die Germanen günstiger gewesen wäre, wenn Karl Martell eine Niederlage erlitten hätte, auch nicht nur um ein Bündnis gegen den gemeinsamen Feind in Gestalt des »Weltjudentums«, um die praktische Möglichkeit, muslimische Verbände in die deutschen Streitkräfte einzugliedern oder nach einem geglückten Vorstoß gegen Ägypten den Vorderen Orient in Brand zu stecken. Es ging durchaus um etwas Prinzipielles, das in den Äußerungen eines Extremisten wie Johannes von Leers früh zur Geltung kam, der schon in den dreißiger Jahren die Vorzüge des Islam als eines zur Reichsbildung fähigen und mit »nordischen« Elementen angereicherten Glaubens hervorgehoben hatte, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Ägypten lebte und dort zum Islam – der »reinen Religion« – konvertierte, weil ihm das als notwendige Konsequenz aus dem Scheitern des Nationalsozialismus erschien.

Frank-Lothar Kroll: *Utopie als Ideologie. Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich*, zuletzt Paderborn 1999.

Der Schritt Leers hatte jedenfalls weniger mit »Islamfaschismus« zu tun, eher mit Ernst Noltes Analyse des Islamismus als »dritte Widerstandsbewegung« gegen die Moderne *nach* Faschismus und Nationalsozialismus. Dieser Zusammenhang wurde eine Zeitlang überdeckt durch das Zurücktreten des Islams und die Entstehung eines arabischen und türkischen Nationalismus, die in ihm ein Modernisierungshindernis sahen. Allerdings war dieser Nationalismus vor allem auf die Führungsschichten beschränkt und blieb in seinem Verhältnis zur religiösen Tradition immer ambivalent, gab es neben einer radikalen Zurückdrängung, im Kemalismus etwa, Bemühungen um eine Synthese und schon im Unabhängigkeitskrieg Algeriens den bewußten Rückgriff auf das religiöse Potential.

Ernst Nolte: *Die dritte radikale Widerstandsbewegung: der Islamismus*, Berlin 2009.

Während des Konflikts am Ende der fünfziger, zu Beginn der sechziger Jahre wurde in der europäischen Öffentlichkeit zum ersten Mal nicht nur die Frage gestellt, welche Folgen die massive Zuwanderung aus islamischen Gebieten langfristig haben würde, sondern auch, wie man eine »panislamische« Bewegung einzuschätzen habe, die neben und gegen den Nationalismus in Nordafrika und im Nahen Osten an Einfluß gewann. Für die folgende Phase der Entwicklung der internationalen Beziehungen



Erfüllung – Turkmenische Einheit der Waffen-SS beim Gebet.

war der Islam aber noch kein Faktor von Gewicht. Die meisten Beobachter in Europa und Nordamerika glaubten sicher, daß Säkularisierung ein globales Entwicklungsgesetz sei und die Religion auch in den von Moslems bewohnten Gebieten allmählich an Bedeutung verlieren werde – eine Auffassung, die nur ganz allmählich und auf Grund von drei Ereignissen korrigiert wurde: dem Sturz des Schah und der »islamischen Revolution« im Iran, der Abwendung Gaddafis vom arabischen hin zu einem »grünen« (also islamischen) Nationalismus, dem Sieg der Mudschahedin über die sowjetischen Invasoren in Afghanistan. Alle diese Vorgänge widersprachen der Progressionserwartung im Westen, aber auch in den intellektuellen Schichten der »Dritten Welt«. Plötzlich wurde klar, daß es keineswegs immer um »nationale Befreiung« oder »soziale Revolution« in einem marxistischen oder nichtmarxistischen Verständnis ging, sondern um die Wirkmächtigkeit des Faktors Religion, den man allgemein für erledigt gehalten hatte. Als Samuel Huntington diesen Tatbestand zur Sprache brachte, war er längst offenkundig, skandalös wirkte seine These vom *clash of civilizations* nur, weil die Anhänger des alten Paradigmas immer noch über die Interpretationsmacht verfügten.

Christine Schirrmacher: *Wenn Religion zur Politik wird*, Holzgerlingen 2010.

Die Wahrnehmung des Islam als Gefahr, als eine Größe, die sich – nicht nur in ihrer »fundamentalistischen« Spielart, sondern auch wegen der Geburtenraten in islamischen Bevölkerungen – destabilisierend auswirken könnte auf die »neue Weltordnung«, ist aber seit Anfang des Jahrzehnts konsensfähig. Das wiederum muß ihn attraktiv machen für jede Kraft, die an einer Destabilisierung dieser Weltordnung interessiert ist, ganz gleich ob sie von links oder rechts kommt. Bisher geht es aber nur um Gedankenspiele. Noch gibt es im Westen keine nennenswerte politische Gruppierung, die sich dem radikalen Islam als Verbündeter anbieten kann, weder in den ethnischen Brückenköpfen noch unter einheimischen Systemfeinden. Die Zahl der Konvertiten bleibt klein, die Motive zum Übertritt sind disparat, meistens individueller Natur, der Bevölkerungsmehrheit erscheint der Islam nirgends als echte Alternative.

Diese Feststellung ist aber nicht entwarnend gemeint. Vorausgesetzt, daß die entscheidenden politischen Konflikte in Zukunft an Identitätsfragen orientiert sein werden, kann das Angebot einer »Elite-Identität« (Christine Schirrmacher), das der Islamismus macht, durchaus Attraktivität gewinnen und das nicht nur unter islamischen Zuwanderern oder deren Nachkommen. Die USA haben während der sechziger und siebziger Jahre eine entsprechende Erfahrung mit der Nation of Islam gemacht, einer Bewegung, der man trotz ihres Sektierertums, der Fremdartigkeit ihrer Ideologie und Fragwürdigkeit ihrer Führergestalten sogar zutraute, einen großen Teil der schwarzen Bevölkerung auf ihre Seite zu ziehen. Gerade die Strenge, der Puritanismus und der Auserwähltheitsglaube übten unter den Bedingungen krisenhafter Entwicklung eine große Anziehungskraft aus. Daß die Nation of Islam heute wie eine mehr oder weniger beliebige Bürgerrechtsbewegung oder ein Teil des religiösen Supermarkts wirkt, ist dabei ohne Belang. Die Mäßigung war kein immanenter Prozeß, sondern Disziplinierung durch den *american way of life*. Sollte der diese Wirksamkeit in Zukunft einbüßen, könnte man es durchaus mit einem Prototypen der weiteren Entwicklung zu tun haben.

Islam und Christentum

von Karl-Heinz Kuhlmann

Die Ausgangslage ist mit einem Satz beschrieben: Für Kirche und Christenheit ist der Islam historisch wie sachlich eine religiös-politische Fremdgestalt. Er wird als das weltkirchengeschichtliche Rätsel zu gelten haben, das sich einer eigentlich theologischen Beurteilung noch immer entzieht. Die bisher entwickelten Einordnungskriterien – der Islam sei eine christliche Heterodoxie, Paganismus oder eine autonome Weltreligion – sind theologisch nicht ohne weiteres ineinander zu vermitteln. Dem Wunschbilde weltweiter Religions- und Menschenrechtskompatibilität entspricht es freilich, die theologischen Fragen ganz fallen zu lassen und den Islam einfach als die »andere« Religion Europas hinzunehmen. So wird der Islam mehr oder weniger autochthonisiert, als sei er da, wo er heute steht, schon immer gewesen; er wird zugleich temporalisiert, in seiner Existenz von den Kreuzzügen und der spanischen Reconquista her begriffen und damit überwiegend als Opfer hingestellt. Es kommt aber darauf an, den Islam aus seinem ursprünglichen Expansionswillen zu begreifen und seinen Anspruch, Vollendung des Gottesglaubens zu sein, theologisch ernstzunehmen. Die beispiellosen Eroberungen gerade des frühen Islam gelten ihm selbst ja als der große Gcschichtsbeweis für seine Überlegenheit; sie und der Koran bilden das göttliche Doppelwunder, mit dem die islamische Weltzeit angebrochen und zugleich durch eine neue Zeitrechnung dokumentiert sei.

Hans Jansen: *Mohammed*, München 2008.

Damit tritt der Islam dem Christentum in ausdrücklicher Rivalität gegenüber; er beansprucht, mit dem Christlichen auch Jesus Christus selbst überboten zu haben. Hier zum »Dialog« aufzurufen bleibt schwierig. Es dürfte sinnvoller sein, statt eine dialogische Situation zu unterstellen, von Begegnung und Konfrontation zu sprechen und auch deren Scheitern einzurechnen: Es gibt keine christliche Begegnung mit dem Islam, geschweige einen Dialog, ohne daß die Notwendigkeit christlicher Selbsterhaltung klargestellt und der absolute Geltungsanspruch des Christentums deutlich gemacht würde.

Die allgemeine geistige Leere bezüglich des religiösen Wissens in der heutigen Generation Deutschlands ist in der Geschichte ohne Beispiel. So sind die beiden letzten Generationen in Deutschland, besonders in der

DDR, praktisch als religiöse Analphabeten aufgewachsen. Indem die Religion erfolgreich aus dem öffentlichen Bereich verbannt wurde, sind die meisten Deutschen in Sachen Religion entweder irritiert oder sie weichen jeder Diskussion darüber aus. Die Teilnahme von »hochrangigen« christlichen Politikern und Kirchenleuten bei der Einweihung der größten Moschee Deutschlands in Duisburg, deren Bau außerdem noch von 3 Millionen Euro öffentlicher Mittel gefördert wurde, belegt das nachdrücklich.

Und so stehen wir am theologischen Scheideweg. Wollen wir den Weg des traditionellen Christentums gehen, das den Islam als eine falsche Religion abgelehnt hat (siehe die Regensburger Rede Papst Benedikts XVI., der später leider wieder »zurückruderte«) Wollen wir die Verteidigung unseres Glaubens betonen? Oder sollen wir die Rolle des sogenannten »fortschrittlichen« oder liberalen Christentums übernehmen, das bestimmte Wahrheiten und Gemeinsamkeiten im Islam erkennen will und damit nur noch zu einer »sanften« Verteidigung bereit ist?

Es gibt kein authentisches christliches Zeugnis, das sich nur auf individuelle Glaubenssicherheit beruft. Immer muß es sich auf die Kirche beziehen, die wiederum in der Lage sein muß, ihre Existenz zu begründen. Von daher kann eine einleuchtende Begründung des christlichen Glaubens nicht auf dem Altar der »politischen Korrektheit« oder der »kulturellen Gleich-Gültigkeit« geopfert werden. Was also ist zu tun? Ich möchte im folgenden zwei Schritte vorschlagen, die wir gegenüber dem Islam zur Kenntnis nehmen und gehen müssen. Das sind die Lehre von Gott und die Lehre von Christus.

Johannes Wirsching: *Allah allein ist Gott*, Frankfurt a.M. 2002.

Um es klar zu sagen: Der Gott Mohammeds ist nicht der Vater Jesu Christi. Dabei geht es hier nicht um Wortklauberei, sondern um eine theologische Angelegenheit mit vielen Verästellungen. Zu sagen, weil *Allah* ein arabisches Wort für Gott sei und *YHWH* ein hebräisches für Gott, darum verehren Christen, Juden und Muslime denselben Gott, ist mehr als naiv; ja, ist geradezu gotteslästerlich. Die islamische Theologie verwirft die Göttlichkeit Christi und das Personsein des Heiligen Geistes, – beides wesentliche Teile des christlichen Gottesverständnisses. Kein frommer Muslim kann den Gott Mohammeds – Allah – »Vater« nennen, denn das würde für ihn die göttliche Transzendenz aufs Spiel setzen. Aber kein gläubiger Christ wird sich weigern, mit Vertrauen zu bekennen: »Ich glaube an Gott, den Vater … den Allmächtigen!« Abgesehen von der Menschwerdung und der Dreieinigkeit ist es natürlich möglich zu wissen, daß Gott ist, aber eben nicht, wer er ist, da nach christlicher Auffassung Gott sich in Christus auf einmalige Weise offenbart und festgelegt hat.

So wie der traditionelle Christ die Lehre von Christi Gottheit als unaufgebbar anerkennt, so beharrt der traditionelle Muslim darauf, daß es niemandem erlaubt ist, irgendjemanden oder irgendetwas Gott zuzugesellen und dennoch als einer dazustehen, der den Gott des Islam verehrt. Darüber hinaus lehrt die revisionistische Geschichte des Koran, daß Jesus, Noah und andere Verehrer Allahs waren und nicht des christlichen Gottes. Der Koran erhärtet ferner die Behauptung, daß Christen nicht denselben Gott wie die Muslime verehren. Sure 5,72 verurteilt »andere Götter Allah beizugesellen« und warnt diejenigen, die so etwas tun: »Allah hat ihm (dem Christen/Juden) das Paradies versagt. Das Höllenfeuer wird ihn (den Christen/Juden) dereinst aufnehmen.« Sure 112 trennt Allah vom christlichen Gott, indem sie erklärt: »Sag: Er ist Allah, ein Einziger. Allah, der Ewige, der Absolute; er hat weder gezeugt, noch ist er gezeugt worden. Und keiner ist ihm ebenbürtig.«

Schließlich folgert Sure 4,116: »Gott vergibt nicht, daß man ihm andere Götter beigesellt.« Der bekannte islamische Theologe Abdullah Yusuf Ali erklärt: »So wie in einem weltlichen Königreich das schlimmste Verbrechen der Verrat ist, da er die Existenz des Staates bedroht, so ist auch im geistlichen Königreich die nicht zu vergebende Sünde, die des halsstarrigen Verrats an Allah, Allahs Geschöpfe ihm beizugesellen (Jesus). Dies bedeutet den Aufstand gegen das Wesen und die Quelle des geistlichen Lebens. Es ist, was Plato ›die Lüge der Seele‹ nennen würde. Jedoch sogar hier ist Allahs Gnade immer offen, wenn die Rebellion durch Unwissenheit geschieht und von aufrichtiger Reue und Besserung gefolgt wird«.

Alis Folgerung ist, daß zum Beispiel Petrus diese abscheuliche Sünde beging, als er öffentlich bekannte: »Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes« (Mt. 16,16). Die Kirche selbst jedoch ist auf dieses Glau-

bensbekenntnis an den Herrn Jesus Christus gegründet; in der Tat an den wahren Charakter Jesu Christi als den Sohn Gottes. Ihn aus der Gottheit zu entfernen, wäre der Todesstoß für die Kirche, das Ende des Christentums. »Denn einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus« (1. Kor. 3,11). Schließlich verwerfen Muslime die Vaterschaft Gottes, die Gottheit Jesu sowie die Person des Heiligen Geistes und ersetzen ihn durch einen Gott, der jenseits der Wesensmerkmale des Monotheismus und der Transzendenz nur entfernt an den Gott der Bibel erinnert.

Eine weitere Problematik ist der Begriff der sogenannten Abrahamitischen Religionen. Mit diesem Begriff werden das Judentum, das Christentum und der Islam gerne bezeichnet: Abraham sei der Urvater aller drei monotheistischen Religionen. Ich halte das für naiv, denn der Umgang der Christen mit der Bibel, die postbiblischen jüdischen Traditionen und die Deutung der Abrahamsgestalt im Koran sind nicht miteinander zu vereinbaren. In der arabischen Überlieferung setzt die Beschäftigung mit der Gestalt des Erzvaters im Koran ein. Da vorislamische Erwähnungen Abrahams und seines ihm von der Magd Hagar geborenen Sohnes Ismael bei den Arabern fehlen, liegt die Vermutung nahe, daß Mohammed diesen Aspekt jüdischen Quellen verdankte.

In der islamischen Legende stehen unterschiedliche Erzählungen von Reisen des Patriarchen auf die Arabische Halbinsel unausgeglichen nebeneinander; auch die Frage, ob Ismael oder Isaak, auf dem allein die Verheißung Gottes ruht (1. Mose 21,12), von seinem Vater geopfert werden sollte, bleibt in den Quellen ungeklärt (Sure 37). Bezeichnenderweise wird diese Episode im Koran in einen Traum verlegt – ein Indiz dafür, daß die Tradition den Erzvater von jedem Makel reinhalten will. Im Mittelpunkt des Bildes von »Ibrahim« (Abraham) steht freilich dessen angebliche Reise nach Mekka und Allahs Auftrag an ihn, das dortige Heiligtum, das »Haus« der Kaaba, von der Unreinheit des Götzendienstes zu reinigen und die Wallfahrtszeremonien des monotheistischen Gottesglaubens einzuführen. Historiker sind sich einig, daß die Gestalt dieses koranischen Propheten wenig mit der gleichnamigen biblischen zu tun hat, wie die Abrahamslegenden des nachbiblischen Judentums. Nach dem Tübinger Islamwissenschaftler Rudi Paret ist die islamische Abrahamslegende bloße Ideologie und damit *ad acta* zu legen. Für heutige Muslime ist dagegen entscheidend, daß die rabbinischen Traditionsbestände im Koran im wörtlich geoffenbarten göttlichen Wort für alle Zeiten fixiert und in eine verbindliche Form gebracht worden sind. Diese erfordert nach islamischer Mehrheitsmeinung ein historisches Für-wahr-Halten und schließt jede Kritik am »Propheten Ibrahim« aus.

Nicht weniger problematisch, sondern eine unhintergehbare Scheidelinie ist der christliche Glaube an Jesus als des Sohnes Gottes. Muslime können zwar darauf hinweisen, daß sie einen großen Respekt vor Jesus haben und daß niemand sich wirklich für einen Muslim halten kann, der Christus nicht verehrt. Und dennoch müssen Muslime, wie auch alle anderen Menschen, sich darüber klar sein, daß es für einen Christen nicht genügt, Jesus nur zu respektieren. Entweder man betet ihn an oder man lehnt ihn ab. Jesus hat auf seine ewige Herkunft hingewiesen indem er sagte: »Ehe Abraham wurde, bin ich« (Johannes 8,58). »ICH BIN« ist der Begriff für Gott selbst, YHWH (2. Mose 3,14). Jesus sprach nicht nur dieses unaussprechliche Wort YHWH aus, sondern er bezog es auf sich im Tempel. »Da hoben sie (die Juden) Steine auf, um auf ihn zu werfen« (Johannes 8,59), – eine logische Konsequenz für jemanden, der der Gotteslästerung beschuldigt wurde.

Rudi Paret: *Mohammed und der Koran*, Stuttgart 1976.

Betrachtet man diese Szene und behält die Muslime dabei im Blick, so wird klar: Die Göttlichkeit Christi unterscheidet das Christentum deutlich von allen anderen Religionen in der Welt. Sie ist die große Trennlinie, der unüberbrückbare Graben, eine tiefe Kluft. Der Koran identifiziert Jesus mit vielen Begriffen, die auch Christen gebrauchen. Aber diese Worte haben dann weitgehend unterschiedliche Bedeutungen gegenüber denen, die wir in der Bibel finden. Von Jesus wird gesagt, er sei das »Wort« (Sure 3,45), und dabei ist gemeint, daß er einfach das Werk Allahs verkündete. Jesus wird als »Messias« betrachtet (Sure 9,30–31). Damit soll gesagt werden, daß er der gesalbte Prophet sei, dazu befähigt, die Wahrheit Allahs zu verkündigen. Darüber hinaus glauben Muslime, daß Jesus von einer

Jungfrau geboren sei (Sure 3,47) und daß er viele Wunder getan habe, einschließlich Totenauferweckungen (Sure 3,49).

Auf der anderen Seite jedoch ist er im Islam nur Mensch, ein »Bote« (Sure 5,75), der unerbittlich jede Form von Anbetung zurückwies (Sure 4,157). Ganz besonders deutlich wird diese Unterscheidung vom Christentum, wenn der Koran feststellt: »Und weil sie sagten: ›Wir haben Christus Jesus, den Sohn der Maria und Gesandten Allahs, getötet.‹ Aber sie haben ihn in Wirklichkeit nicht getötet und auch nicht gekreuzigt. Vielmehr erschien ihnen ein anderer ähnlich. Und diejenigen, die über ihn uneins sind, sind im Zweifel über ihn. Sie haben kein Wissen über ihn, gehen vielmehr Vermutungen nach. Und sie haben ihn nicht mit Gewissheit getötet. Nein, Allah hat ihn zu sich in den Himmel erhoben. Allah ist mächtig und weise« (Sure 4,157–158).

Obwohl Muslime glauben, daß das Ende des Lebens Jesu im Geheimnisvollen bleibt, behauptet der Koran mit Bestimmtheit, daß es nicht Jesus war, der da am Kreuz gestorben sei. Wer aber ersetzte Christus? Wann wurde er ausgetauscht? Wurden die Jünger vorsätzlich von Gott getäuscht? Hat die Mutter Christi etwa nicht erkannt, daß ihr Sohn nicht ((dieses »nicht« hatte ich in meiner ersten Korrekturversion bereits als überflüssig angemerkt, aber Du hattest es nicht gestrichen. Warum?)) von der Strafe der Kreuzigung befreit worden war? Ließ Gott sie um ihren Sohn weinen, obwohl er nicht auf so schreckliche Weise gestorben war? Wer rief am Kreuz:



Die Erhabenheit Gottes: Türkische Kalligraphie, die einen Hymnus auf Allah enthält, in Form eines Bootes mit Rudern und Bug.

»Es ist vollbracht«! und warum wurde ihm gestattet, die Menschen zu täuschen, daß sie nicht länger in ihrer Schuld blieben?

Und schließlich glauben Muslime, daß Jesus wiederkommen werde. Sure 43,61 stellt fest: »Und Jesus ist ein Erkennungszeichen der Stunde des Gerichts. Seid deshalb ja nicht im Zweifel über sie und folgt mir. Das ist ein gerader Weg.« Der Hauptgrund für die Wiederkunft Jesu sei die Vorbereitung des Weges der weltweiten Annahme des Islam und dadurch die Schaffung des Friedens auf Erden. Obwohl muslimische Theologen hier unterschiedlicher Meinung sind, so glauben doch viele, daß der Vers, der sagt: »Die Leute der Schrift müssen an ihn vor seinem Tod glauben«, die Tatsache erklärt, daß die Christen bei Christi Wiederkunft zu dem einen wahren Weg des Islam zurückkehren werden. Andere Traditionen erwähnen, daß Jesus zur Erde zurückkehren, andere über den Koran und die Hadithe (Mitteilungen über Aussprüche und Handlungen Mohammeds) belehren, die Leute im Gebet anführen, Frieden und Wohlstand bringen, den Verzehr von unreinen Tieren beenden und abgöttische Bilder einschließlich der Kreuze entfernen werde.

Tilman Nagel: *Mohammed. Leben und Legende*, München 2008.

Christen müssen angesichts solcher Schilderungen ihre Überzeugung über die Person und das Werk Christi am Kreuz sowie die Wiederkunft Christi bekennen. Christus ist der Wiederkommende – »Von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten« – und wird sein Reich errichten. Vielleicht haben es viele Christen vergessen, aber es stimmt wohl, was der englische Erweckungsprediger Charles Haddon Spurgeon (1834–1892) einmal geschrieben hat: »Wir müssen die Wiederkehr des Herrn predigen und das mehr, als wir es getan haben. Zu viele (Pastoren) haben diese Wahrheit zurückgehalten und damit dem Evangelium das Rückgrat entnommen. Es ist zerbrochen worden. Die Lehre vom kommenden Gericht ist die Kraft, durch welche die Menschen wieder aufgerüttelt werden müssen. Es gibt ein anderes Leben; der Herr wird wiederkommen; es wird ein Gericht geben, und der Zorn Gottes wird sich offenbaren. Wo man das nicht predigt – und ich bin so kühn das zu sagen – da wird das Evangelium nicht gepredigt«.

Orient und Okzident – sechs Gedanken

von Harald Seubert

1. Die Unterscheidung zwischen Orient und Okzident ist nicht so eindeutig, wie es zunächst scheinen könnte. Als Einheit der lateinischen Christenheit wird Europa im späten 8. Jahrhundert, in der karolingischen Wiedergeburt des Römischen Reiches, hervorgebracht. Freilich ist das in der Folge gebildete »Heilige Römische Reich« nie identisch mit dem Raum des lateinischen Christentums. Der so aufgefaßte Okzident-Begriff war auch nie der einzige: als Teil eines größeren Ganzen konnte Europa mit der islamischen Welt zusammen als Westen des Fernen Ostens firmieren, oder es konnte, wie insbesondere angesichts islamischer Bedrohung, als identisch mit der Christenheit überhaupt verstanden werden. Immer verstand sich das Byzantinische Reich zwar in religiöser Hinsicht als christlich, in politischer Hinsicht als römisch und kulturell sprachlich als griechisch. Es sah sich dabei aber nie als »Europa« an, sondern als Brücke zwischen Morgenland und Abendland, die nach dem Fall Konstantinopels 1453 abgebrochen ist.

Das lateinische Europa war immer der nehmende Teil. Sein Unterlegenheitsbewußtsein zeigt sich seither ungeschützt, und es spricht manches dafür, mit Rémi Brague die kulturelle Identität des Abendlandes »römisch« zu nennen. Sie entstand im Zuge einer Enkulturation, die Fortschritt »als Übernahme von Errungenschaften« versteht, »die deutlich als fremde bewußt waren«, ganz so wie Rom griechische Philosophie und Kunst aufgenommen hatte. Das mittelalterliche Europa, das sich – zu Recht – von Griechenland entfremdet sah, mußte wissen, daß es seine Identität außerhalb der eigenen Grenzen zu suchen hatte – sehr im Unterschied übrigens zu Byzanz, wohin die Humanisten-Philologen zwischen Cusanus und Melanchthon immer wieder ihre Fühler ausstrecken.

Rémi Brague: *Europa. Eine exzentrische Idee*, Frankfurt a.M. und New York 1993

All dies lehrt: Okzident und Orient sind Relationsbegriffe. Sie sind aus Reallagen und ihrer geistigen Definition zu verstehen, keinesfalls als bloße »Konstruktionen« ohne *fundamentum in re* zu klassifizieren.

2. Es ist in den letzten Jahren geradezu ein Topos geworden, daß die europäische Identität wesentlich aus asiatisch-orientalischen Quellen hervorgegangen sei. Die Genealogien setzten dabei tief an. Die Ausgrabungen um Troja durch den Tübinger Archäologen Manfred Korfmann begründeten einen neuen Mythos von Troja, das mit der hethitischen Metropole Wilusa identisch sein sollte. Politisch erwünscht war der Kurzschluß, die heutige Türkei sei Wiege der Menschheit. Der österreichische Dichter Raoul Schrott hat diese Vorstellung jüngst wieder in kühnen Fantasiekonstruktionen bekräftigt. Das alles ist in hohem Maß politisch korrekt. Solchen Theoremen ist indes mit guten Gründen widersprochen worden, unter anderem von dem Tübinger Althistoriker Frank Kolb.

Frank Kolb: *Tatort »Troja«. Geschichte – Mythen – Politik,* Paderborn 2010.

Ein weiteres Beispiel: Vor wenigen Jahren publizierte Kurt Flasch eine Studie über Meister Eckhart, die zeigen sollte, daß das, was »deutsche Mystik« genannt wurde, tatsächlich aus dem Geist der »arabischen Philosophie« hervorgegangen ist. Zu solchen Deutungstendenzen ist grundsätzlich festzuhalten, daß der Rückgriff auf die islamische Verbindungslinie zu dem originären Aristotelischen Corpus auch bedeutete, daß Europa mit aller Kraft nach Quellen suchte, die es selbst nicht hervorgebracht hatte, daß es aber zunächst mit allen Kräften seine eigenen Ressourcen anspannte.

Es ist keineswegs wahr, daß Europa ohne die Transformation durch die Mutaziliten, jene Denker, die eine Verbindung von Koran und Weltvernunft vorsahen, von seinem antiken philosophischen Erbe abgeschnitten gewesen wäre. Mit den Mutaziliten ist jene Tendenz islamischen Denkens im Hochmittelalter bezeichnet, die zwischen Al-Ghazali und Ibn-Rush, auf Platonischen beziehungsweise Aristotelischen Wegen, eine Komplementarität und Kongenialität zwischen Koran und philosophischer Logik zu finden suchte. Diese Linie islamischer Exegese sollte freilich nie zu einem Königsweg werden. Zudem diente sie gerade nicht, wie die Legende von der hochmittelalterlichen islamischen »Aufklärung« will, einer freien Koran-Kritik, sondern dem Versuch rationaler Orthodoxiebegründung. Eine stabile Bezugnahme und zugleich Unterscheidung von »fides« und »ratio« prägte sich vielmehr in der abendländischen Scholastik aus. Dazu gehört auch, daß die *Lingua franca* von Theologie und Religion im Westen die Philosophie war, während in der islamischen Welt Rechtssätze und ihre Anwendung diese Rolle spielten.



Aktion: Einzug Mehmets II. in Konstantinopel; Gemälde von Jean Joseph Benjamin Constant, 1876.

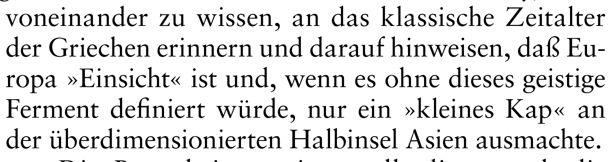
Sylvain Gouguenheim hat in einer tiefschürfenden Untersuchung gezeigt, daß die Mönche vom Mont St. Michel lange vor der islamischen Rezeption das Aristotelische Corpus übersetzten und transponierten. Der Weg zu einer Wiederfreilegung eigenständiger philosophischer (und naturwissenschaftlicher) Forschung in Europa verlief also keineswegs zwingend und linear über den Islam.

Sylvain Gouguenheim: *Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel. Die griechischen Wurzeln des christlichen Abendlandes*, Darmstadt 2010.

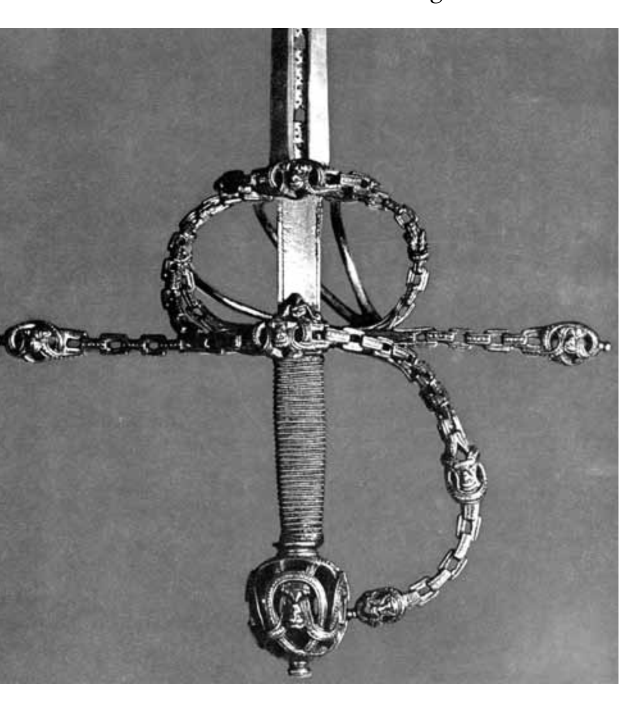
3. Der Orient ist für Europa seit jeher beides gewesen: Faszination – und Schreckbild. Die griechische Polis, vor allem Athen, bedeutet deshalb einen »Neubeginn der Weltgeschichte« (Christian Meier), weil sie die Idee eines auf wechselseitige Rechenschaft und Vernünftigkeit bezogenen politischen Gemeinwesens etabliert. Die griechische Tragödie, Darstellung menschlicher Existenz zwischen Göttern und Schicksal (Moira) ist dabei ein wesentlicher Leitfaden dieser Einsicht gewesen. In Unterscheidung von den vorderasiatischen Großreichen formt sich weiter die Differenzierung zwischen Mythos und begründungspflichtigem Logos aus. Auch wenn die reale Polisdemokratie kaum Stabilität zeigte, so wahrte doch der innere Staat der Philosophen dieses gegen den Osten gerichtete Ideal. Sokrates und Platon zeigen überdies, daß jene Rechenschaftsfähigkeit nicht, wie bei den Sophisten, zu einer Auflösung von Tugenden und Verbindlichkeiten führen muß. Sie können gegenüber der Hybris des Protagoras, wonach der Mensch das Maß aller Dinge sei, die Frage nach

Wesen und Maß von Tugend, insbesondere der Gerechtigkeit, wiedergewinnen: Äußere Handlung und innere Handlung, kleine Schrift der Polis und große der Seele spiegeln sich ineinander.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und schon im Blick auf die nachfolgenden Verwirrungen werden Edmund Husserl und Paul Valéry, ohne



voneinander zu wissen, an das klassische Zeitalter der Griechen erinnern und darauf hinweisen, daß Europa »Einsicht« ist und, wenn es ohne dieses geistige Ferment definiert würde, nur ein »kleines Kap« an der überdimensionierten Halbinsel Asien ausmachte.



Reaktion: Griff des Degens von Juan d' Austria, den er in der Seeschlacht von Lepanto führte, vor 1578.

Die Perserkriege zeigten allerdings auch die Schwäche der Poleis und ihrer Freiheiten. Eine Schwäche, die Nietzsche im Anschluß an die griechischen Geschichtsschreiber wie Thukydides auf die Unfähigkeit zu gemeinsamem Leben zurückführte; alles hätten die Götter den Menschen gegeben, die Fähigkeit, Feuer zu erzeugen und Waffen, aber nicht jene zur politischen Gemeinschaft. Im Zweifelsfall würden sie eher sich selbst zerstören, als zum Frieden zu gelangen. Durch die makedonischen Könige Philipp und Alexander kam die Einung der Griechenstädte von außen zustande.

Die Perserkriege des 5. vorchristlichen Jahrhunderts waren für diese Entwicklung von entscheidender Bedeutung. Seither zieht sich wie ein roter Faden die Differenz zwischen Gleichgewicht, Gliederung, Vernunftfähigkeit hier, Übermaß, Despotie, blinder Verehrung dort durch die europäische Geschichte. Die Leitdifferenz wurde zunächst als Hiat zwischen Hellenen und Barbaren formuliert, dann als Gegensatz zwischen christlichem Abendland und herandrängenden Osmanen.

Erst angesichts dieser Bedrohung scheint das Schisma zwischen Ost- und Westkirche überwindbar, spricht 1453, als Konstantinopel an die Osmanen fällt, Enea Silvia Piccolomini, der spätere Papst Pius III., davon, daß nun die Brüder im gemeinsamen christlichen Haus angegriffen worden seien. Sein enger Freund Nicolaus Cusanus antwortete darauf zunächst mit einem großen christozentrisch formierten Konzil der Religionen: *De pace fidei*.

4. Nur auf eine spätere Figuration des einen großen Themas kann noch hingewiesen werden: Was Europa sein konnte, leitete sich im 19. Jahrhundert weitgehend aus der Orientalischen Frage ab, deren Frontlinien wie ein Palimpsest nach 1989 wieder sichtbar werden sollten. Auch der Balkankonflikt verlief erneut auf der Haarlinie zwischen West- und Ostrom. Die Orientalische Frage bezeichnet dabei das komplexe Geflecht zwischen Rußland, das, verbunden mit Expansionstendenzen in den Westen, den Anspruch erhebt, Drittes Rom, und damit: Erbe von Byzanz, sowie Schutzmacht der universalen Christenheit zu sein. Dies implizierte die Auflösung des Osmanischen Reiches als politische Zielsetzung.

Harald Seubert: *Polis und Nomos. Untersuchungen zu Platons Rechtslehre*, Berlin 2005.

Die Eckdaten jener Orientalischen Frage werden einerseits markiert durch das Jahr 1774 mit den Gebietsverlusten des Osmanischen Reiches, das im Frieden von Kütchük Karnaiijdcha erstmals muslimisch besiedeltes Territorium am Schwarzen Meer preisgeben mußte, und andrerseits durch das Jahr 1923 mit dem Frieden von Lausanne, der in der Beendigung des türkisch-griechischen Kriegs das Nationalitätenprinzip durchsetzte.

Seit dem osmanisch-russischen Krieg 1768/69, aber auch mit dem »Griechischen Projekt« von Katharina der Großen, dem Versuch der Wiederherstellung Griechenlands mit der Hauptstadt Konstantinopel, war die russisch-osmanische Konfrontation unumkehrbar geworden. Dies bedeutete einen zweiten Orient-Okzident-Konflikt, ausgelöst durch die zunehmende Entfremdung Rußlands vom Westen. Nikolai Danilewski hat in seiner Schrift *Rußland und Europa* (1869) unter dem Eindruck des Krimkriegs dieser anti-westlichen Tendenz ein fulminantes Manifest gewidmet. Rußland verliere sich selbst, so die These, wenn es länger Legitimitätsgarant der Wiener Ordnung bleibe. Dostojewski stimmt wortmächtig ein: zwischen dem lateinischen Katholizismus und der Französischen Re-

Dieter Groh: *Rußland im Blick Europas. 300 Jahre historische Perspektive*, zuletzt Frankfurt a.M. 1988.

volution sieht er eine unheilige okzidentale Verbindung: Das eine wie das andere sei Ausgeburt des Antichrist.

Der Kurs Peters des Großen hatte, so mußte man auch im Westen erkennen, nur sehr begrenzte Tiefenwirkungen entfaltet. Umgekehrt reicht die slawophobe Ablehnung von Donoso Cortes bis Heine und Marx. Seitens der Linken, die die Verhältnisse durch die Optik der polnischen Emigranten sahen, wurde Rußland als »asiatische« Barbarei und eigentliche östliche Bedrohung qualifiziert, als Ort der Unfreiheit. Konservative oder Reaktionäre sahen hingegen die Konfrontation zweier Heiliger Stühle: des päpstlichen in Rom, nach einem Wort des Ethnologen Jakob Philipp Fallmerayer Ort des »selbstgovernmentalen Occident« einerseits, und Rußland in der Nachfolge von Byzanz als Ort des freiheitsverschlingenden Orient.

5. Der andersartige Osten bleibt für das westliche Europa der Zwischenkriegszeit ein Spiegel eigener Identität. Daß das Sowjetreich sich mit dem Erbe des Zarenreiches und den Herrschaftsformen orientalischer Despotie verband, faszinierte westliche Linksintellektuelle wie Heinrich Mann oder André Gide. Letzterer pilgerte selbst im Jahr der Säuberungen 1936 nach Moskau, er verfaßte danach allerdings einen vorsichtig kritischen Reisebericht.

Daß der Begriff des Abendlandes noch einmal, bis in die fünfziger Jahre hinein, eine Leuchtkraft gewann, auch als christliches Ordnungsprinzip, daß die nach Carl Schmitt einzig legitime Form, christlich Geschichte zu denken, das Modell des Katechonten, in diesen Zusammenhang eintrat, hatte indes mit dem Topos von der »asiatischen Despotie« zu tun, die unter dem Roten Stern strahlte.

Hanno Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg. Deutungen der Geschichte von der Französischen Revolution bis zum Ost-West-Konflikt*, Heidelberg 1959.

Hanno Kesting, der ähnlich wie Mr. X – der amerikanische Diplomat George F. Kennan – früh durch die Vordergrundansichten hindurchblickte, konstatierte klarsichtig manche Parallelen zwischen dem expandierenden, Welt beglückenden System des Ostens und dem amerikanischen Kapitalismus. Hatten sie nicht beide eine Tendenz zur Kreierung eines neuen Menschen, zur Einlösung des Eschatons in die Diesseitigkeit? Der »Weltstaatsbegriff«, wie ihn Ernst Jünger in dieser Zeit formulierte, nahm diese Unifizierung auf und fokussierte das große Anihilement, das eine wirkliche geistespolitische Differenz zwischen Westen und Osten nicht mehr erkennen ließ.

6. Heutiger Islamismus macht den *Furor orientalis* ein vorläufig letztes Mal sichtbar. Doch im »Weltinnenraum des Kapitals« (Sloterdijk), in der ONE WORLD, mit ihren Zerrissenheiten in ihrer Ununterscheidbarkeit sind die Träger der neuen Kriege keinesfalls Derwische aus dem Nirgendwo. Sie sind mitten in der westlichen Welt verankert, haben blonde Freundinnen und nutzen frei flottierende High Tech. Hinzu kommt, daß der Westen oder Europa kaum mehr einen Begriff von sich selbst hat. Man beruft sich allenfalls auf eigene »Werte«, die mit »der Aufklärung« gleichgesetzt werden. Wenn aber Rechenschaft eingefordert wird, worin sie denn bestehen würden, wird es sehr dünn. Jüngst ist von der jüdisch-christlichen Wurzel Deutschlands und Europas die Rede, wohl um der »Leitkultur« etwas Leben einzuhauchen.

Das Wort vom »Licht aus dem Osten« (Ex Oriente Lux) hat den abendländischen Geist immer angezogen. Und es war – immer wieder – gerade die orientalisch-islamische Welt, die dabei das Augenmerk auf sich zog; dies um so mehr, je mehr sich der europäische Weltgeist bewußt wurde, daß er nach Abend zog und müde geworden sei. Friedrich Schlegel sprach von der Erneuerung europäischen Geistes und seiner Dichtung aus den Quellen des Ostens. Goethe adaptierte im *West-östlichen Divan* den Dichter Hafis, mit der krönenden Evokation: »Gottes ist der Okzident / Gottes ist der Orient / Nord und südliches Gelände / Ruht im Frieden seiner Hände«. Doch dahinter wußte er noch um den keineswegs harmlosen theokratisch-universalen Führungsanspruch. Rückert und philologisch versierte Nachdichter folgten. Im postkolonialen Zeitalter wurden diese Annäherungsversuche auf das Stichwort eines – kolonialisierenden – *orientalism* reduziert (Edward Said). War die Liebe nur Täuschung gewesen?

Die Frage jedenfalls, wie sich Orient und Okzident in jeweiligen Real-Lagen ausprägten, wie sie geo- und ideenpolitisch zu formierenden Prinzipien geworden sind, ist zugleich die Frage nach Grenze und Gestalt Europas. Sie ist bis heute unbeantwortet.

Das Paradox des Feindbildes in der Kultur

von Kai Hammermeister

Seit den Kreuzzügen und den Türkenkriegen wurden die Anhänger des Islam in Deutschland als Feinde angesehen. Jeder Feind erfährt gezwungenermaßen eine gespaltene, ja sogar paradoxe Charakterisierung bei seinem Gegner. Einerseits wird er dem Spott preisgegeben, andererseits wird er in seiner Kampfkraft und seiner Virilität aufgewertet, damit die eigenen Siege um so glorreicher erscheinen. Ich nenne dieses Phänomen das Paradox des Feindbildes. Wie sich zeigen wird, trifft es nicht nur im militärischen Kontext zu, sondern auch im ästhetischen, wo es allerdings auch eine problematische Negation des Politischen darstellen kann.

Im Ästhetischen entspricht dem politischen Paradox des Feindbildes die Darstellung des Türken als Aggressor mit sowohl lachhaften wie grausamen Zügen. Am deutlichsten zeigt sich der Spalt zwischen Ab- und Aufwertung in einem Werk, das gerade zum Abschluß der langen Epoche der militärischen Auseinandersetzung mit dem Islam entstand, nämlich Mozarts Singspiel *Die Entführung aus dem Serail* aus dem Jahr 1782. Erzählt wird der Fluchtversuch von vier Spaniern, von denen drei in türkische Sklaverei verkauft worden waren und die nun von dem Geliebten einer der beiden Frauen befreit werden sollen. Ihre Gegenspieler sind der Haremswächter Osmin und der türkische Herrscher Selim Bascha. Diese beiden Figuren sind nichts weiter als die Aufspaltung des Paradoxes des Feindbildes. Osmin wird die Rolle des dumpf-lüsternen Hassers des Westens zugewiesen. Er ist gleichzeitig grausam (»Erst geköpft, dann gehangen / dann gespießt auf lange Stangen«), tyrannisch (»Wir sind in der Türkei! Ich dein Herr, du meine Sklavin«) und tölpelhaft. Letztlich ist er eine Spottfigur. Die Wertschätzung des türkischen Feindes kommt Selim Bascha zugute. Auch er ist brutal, droht er doch seiner sich ihm verweigernden Sklavin »Martern aller Arten« an. Aber letztlich erweist er sich als großmütig, indem er seine Gefangenen freiläßt, um so seine Feinde zu beschämen. Mag der Türke auch despotisch, mitunter dumm, und allemal grausam sein, er ist dennoch ein ernstzunehmender militärischer Gegner.

Carl Schmitt: *Der Begriff des Politischen*, 7. Aufl., Berlin 2002.

Mit dem Ende der Türkenkriege in Westeuropa im Jahre 1792 – Rußland setzte sie noch ein Jahrhundert lang fort – verschwindet das Feindbild des islamischen Angreifers nicht. In einer zunehmend bürgerlichen Kultur, die sich auf das Private zurückzieht, wird jedoch das Militärische durch das Kokettieren mit dem Exotisch-Kulturellen ersetzt. Carl Schmitt schreibt über diese Epoche, in der er einen Verfall des Politischen diagnostiziert: »In einem verwirrten Europa suchte eine relativistische Bourgeoisie alle denkbaren exotischen Kulturen zum Gegenstand ihres ästhetischen Konsums zu machen.« Die Chinoiserie, die vom Adel des 18. Jahrhunderts getragen wurde, zählt noch nicht zu diesem Verfall, denn China war nie als Feind Deutschlands angesehen worden. Dieser fernöstliche Exotismus ersetzt keinen mangelnden Willen zur politischen Selbstbehauptung nach außen.

Im beginnenden 19. Jahrhundert geht also die Ästhetisierung des (vermeintlich ehemaligen) islamischen Feindes Hand in Hand mit dem Rückzug aus dem Politischen. Carl Schmitt erinnert an die Diagnose Hegels: »Bei Hegel findet sich auch die erste polemisch-politische Definition des Bourgeois, als eines Menschen, der die Sphäre des unpolitisch risikolos-Privaten nicht verlassen will, der im Besitz und in der Gerechtigkeit des privaten Besitzes sich als einzelner gegen das Ganze verhält, der den Ersatz für seine politische Nullität in den Früchten des Friedens und des Erwerbes und vor allem ›in der vollkommenen Sicherheit des Genusses derselben findet‹, der infolgedessen der Tapferkeit überhoben und der Gefahr eines gewaltsamen Todes entnommen bleiben will.«



Keine Synthese – Schmuckzaun mit Siegessymbolen vor einer ehemaligen Kirche im türkisch besetzten Teil Nicosias/Zypern; heute eine Moschee.

Aber auch in der scheinbar unpolitischen Ästhetik des Bourgeois lebt das Paradox des Feindbildes fort. Die vermeintlich vorurteilsfreie und wohlgesonnene Rezeption islamischer Kultur bei Goethe und den deutschen Romantikern ist weniger eine Wende in der Sicht auf den Osten, sondern eine sich ins Ästhetische flüchtende Weigerung, weiterhin in Kategorien politischer Feindschaft zu denken. Gerade aber das verleugnete Faktische verschafft sich wieder Bahn. Genuin politische Konstanten wie das Paradox des Feindbildes lassen sich nicht ästhetisch aushebeln, sondern unterwandern alle künstlerischen Bestrebungen, die sich ihnen verweigern wollen. Auch Goethes *Westöstlicher Divan* entkommt nicht dem Paradox des Feindbildes.

Es geht hier nicht um eine Gesamtdeutung dieses Werkes, das sich aus dialogischer Dichtung, Gedichtzyklen, Spruchdichtung und Kommentaren zusammensetzt. Lediglich die Überführung des Paradoxes des Feindbildes in das Gebiet des Ästhetischen soll betont werden. Bei Goethe nimmt es die Form einer Überschätzung des Islam an, die bis ins Lächerliche geht, und einer gleichzeitigen, damit kaum zu vereinenden harschen Kritik. Einerseits also eine radikale Selbstverneinung der westlichen Kultur (»Gesteht's! die Dichter des Orients / Sind größer als wir des Okzidents«), die bis zur Identifikation mit dem Islam führt. In seiner Selbstanzeige erklärt Goethe nämlich kokettierend, er »lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sei.« Andererseits aber bleibt die vehemente Ablehnung der fremden Kultur bestehen. Für Goethe hält der Islam seine Bekenner in »dumpfer Beschränktheit«, wenngleich er sie damit zu tapferen Patrioten erzieht. Und der Koran, selbst wenn wir ihn bestaunen, bleibe dennoch ein Buch, das »immer von neuem anwidert.« Dieser Widerspruch läßt sich am besten verstehen, wenn man ihn als eine Schwundstufe politischen Denkens begreift. Das Paradox des Feindbildes wandert ins Ästhetische, weil es als eine politische Haltung verworfen wird. In der Kunst jedoch bleibt es notwendigerweise unverstanden und produziert interessante, aber letztlich konfuse Spannungen. Goethe selbst befreite sich von ihnen, der Orient verlor nach einigen Jahren seine Faszination für ihn. In einem Gespräch erklärt er über den *Westöstlichen Divan*: »Sowohl was darin orientalisch als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben.«

Johann Wolfgang von Goethe: *Westöstlicher Divan*, Hamburger Ausgabe, Bd 2, München 1988.

Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, hier: Notat vom 12. Januar 1827. Ausgabe München 1988.

Die jüngste Feuilletondebatte über Goethes Islambegriff verkennt das aus dem Politischen ins Ästhetische abgewanderte Paradox des Feindbildes. Thilo Sarrazin hat ebenso unrecht mit seiner Behauptung, Goethe spiele »ästhetisch und ironisch mit dem Islam« wie Necla Kelek, die einen »Grundkonflikt zwischen Religiösem und Ästhetischem« diagnostiziert. Die Sache ist aber viel einfacher: Aus einem echten Interesse an einer fremden Welt und Ästhetik wird über die für Goethe typische »Anverwandlung« ein Werk – keine in sich stimmige politische Kampfschrift, sondern eine disparate, zwischen Anziehung, Bewunderung, Respekt, Fremdheit und Spott wechselnde Sammlung – samt später artikuliertem Desinteresse am alten Stoff. Wenn also das Klassikerzitat in der Gegenwart auf etwas verweist, dann auf den fortexistierenden politischen Grundkonflikt in seiner ästhetischen Verschleierung.

Nach Goethe scheint das Paradox des Feindes auseinanderzubrechen. Stattdessen lebt allein die Spotttradition fort. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts etwa komponierte Carl Gottlieb Hering seinen Caffee-Kanon, den meine Generation noch im Kindergarten singen lernte, hauptsächlich wohl, um einige Noten der Tonleiter einzuüben. »C-A-F-F-E-E / Trink nicht so viel Caffee / Nicht für Kinder ist der Türkentrank / Schwächt die Nerven, macht dich schwach und krank / Sei doch kein Muselmann / Der das nicht lassen kann.« In die gleiche Kerbe haut noch einhundertfünfzig Jahre später Heinz Erhard. Er bedichtet ebenfalls die Charakterschwäche des Muselmanns, die sich in dessen Abhängigkeiten zeigt. »Es war einmal ein Muselmann / der trank sich einen Dusel an. / Er rief dann stets das Muselweib / wo es denn mit dem Fusel bleib / denn Durst ist nicht gesund.« Bis hin zu den Karnevalsliedern, Karikaturen und anonymen Witzen des Volksmunds setzt sich diese Tradition fort.

Was weitestgehend fehlte, war das Pendant zur Karikatur, nämlich die ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Islam als einem starken und gefährlichen Feind. Dies läßt sich wohl damit erklären, daß die militärische Bedrohung durch den Islam seit dem Ende des 18. Jahrhunderts tatsächlich fortgefallen war. Man darf mutmaßen, daß nach Etablierung eines Feindbildes und nach anschließendem Verschwinden von dessen konkreter militärischer Aggression die Spotttradition sich länger erhält als die Zuschreibung von Kriegertugenden an den Feind.

Friedrich Georg Jünger: *Orient und Okzident*, Hamburg 1948.

Ein später, wenngleich schwacher Nachhall von Goethes *Westöstlichem Divan* findet sich hingegen bei Friedrich Georg Jünger, dessen Essays zur islamischen Kultur ebenfalls von dem Paradox des Feindbildes strukturiert sind. Da jedoch in den 1920er Jahren eine Verwestlichung der Türkei unter Kemal Atatürk angestrebt worden war, erschien ein politisches Feindbild wenig zeitgemäß und nutzbringend. In die Betrachtungen zur islamischen Kultur wandert es dennoch ein. Wie nicht anders zu erwarten changiert die Sicht auf den Islam dementsprechend auch bei Jünger zwischen Auf- und Abwertung. In einem Aufsatz »Über die Geschichten aus Tausendundeiner Nacht« erklärt er: »Diese Religion ist einfach und in ihrer Simplizität für den Gläubigen wohltätig. … Der unbedingte Begriff der göttlichen Allmacht gibt ihr etwas Gewaltsames, und wie ein Hammer fährt sie auf die Völker nieder, mit kriegerischer Unversöhnlichkeit.« Jünger folgert, daß diesem Religionsbegriff der Despotismus als politische Herrschaftsform angemessen sei. In einem Essay über den persischen Dichter Hafis hingegen kommt er zu dem Schluß: »Eigentliche Schranken findet der Despotismus aller dieser orientalischen Regierungen nur im Islam, da formell bindende Einschränkungen nur im Koran enthalten sind.« Diese widersprüchlichen Bewertungen sind nicht Resultat ungenügenden Denkens, sondern Reflex des fortwirkenden Paradoxes des Feindbildes, das als solches in Vergessenheit geraten ist. Was vorliegt, ist die unterschwellige Koexistenz eines aus tausendjähriger Erfahrung erwachsenen Feindbildes und der hundertfünfzigjährigen Kampfpause, in der das Politische zwar zumeist verneint wurde, aber dennoch als Geist im Ästhetischen herumwandert. In den vergangenen Jahrzehnten hingegen ist es zur neuerlichen Gewalt des Islam gegen den Westen gekommen. Damit kann auch das Paradox des Feindbildes wiederbelebt werden. Wir warten auf das Kunstwerk, das mit mozartscher Leichtigkeit den Spott mit dem Respekt vor dem militärischen Vermögen des islamischen Kriegers verbindet. Ein solches Werk wäre nicht die ästhetische Schwundstufe des Politischen, sondern seine kulturelle Untermauerung.



Alain de Benoist

Niemand kann sich seine Identität aussuchen. Jede Identität, jedes identitäre Bewußtsein setzt die Existenz eines anderen voraus. Diesen anderen zu erkennen und ihn anzuerkennen, heißt nicht nur seine Andersheit zu erkennen, sondern auch zuzugeben, daß wir einander zwar ähnlich sind, dies aber zuvorderst in unserer wechselseitigen Unterschiedlichkeit. Doch was ist Identität überhaupt? Worauf beruht sie, wie macht sie sich bemerkbar? Wann wird sie zur Pathologie?

Man muß eine Tradition „in sich selber haben, um sie recht zu hassen", wußte noch Adorno. Der Liberalismus dagegen spricht dem Menschen jegliche Bindung ab, um ihn zum Verbraucher und Humankapital, Heimat zum Wirtschaftsstandort zu degradieren. Die bruchfälligen Institutionen des Nationalstaats vermögen keinen Halt mehr zu geben. Kein Wunder, daß sich Widerstände regen, die dem Gesetz des Marktes spezifisch identitäre Forderungen entgegensetzen.

In seiner kleinen Kulturgeschichte der Identität erläutert der französische Philosoph Alain de Benoist, warum sie neben Freiheit und Gleichheit nicht nur zu den großen Schlagworten, sondern auch zu den Schlüsselbegriffen der Moderne gehört.



Wir
und die anderen

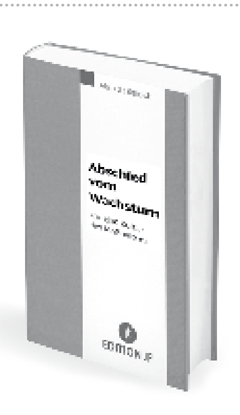


128 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
19,80 Euro, ISBN 978-3-929886-32-0

Weitere Bücher von Alain de Benoist:

Abschied vom Wachstum
200 Seiten,
gebunden mit
Schutzumschlag
24,90 Euro

ISBN
978-3-929886-33-7



Carl Schmitt und der Krieg
128 Seiten,
gebunden mit
Schutzumschlag
19,80 Euro

ISBN
978-3-929886-28-3





Kopftuchmädchen

von Ellen Kositza

Es ist rund 50 Jahre her, daß über ein Stückchen Stoff ähnlich heiß debattiert wurde wie derzeit über das Kopftuch. 1962 tauchte im ersten James-Bond Film (»Dr. No«) mit einer dem Meer entstiegenen Ursula Andress der – schon Jahrzehnte vorher wohl von einem Deutschen »erfundene« – Bikini auf. Die Rede von verführerischen, spärlich gekleideten Frauen als »Sexbomben« wurde seinerzeit populär. Bemerkenswerterweise hatte der französische Modeschöpfer des Zweiteilers seine Kreation nach dem Bikini-Atoll benannt, wo die US-Armee ihre berüchtigten Atombombentests durchgeführt hatte. Ein ebenfalls in Paris wirkender Konkurrent hatte zeitgleich an zweiteiligen Badedessous gearbeitet, die er unter dem Namen L 'Atome auf den Markt bringen wollte: Die explosive, im Vergleich zur Atombombe aber doch verlockend handhabbar erscheinende Wirkung des Textilteils ist überdeutlich, und der damals beliebte»Atombusen« tauchte erst jüngst auf einer Roten Liste vom Aussterben bedrohter Wörter auf. Noch 1968 verfügten einige deutsche Schwimmbäder ein Verbot für »das Tragen sogenannter Bikini-Badeanzüge«, die man als »weder anständige noch sportgerechte Badekleidung« empfand.

Dies, Kopftuch- versus überkommener Bikinidebatte, wäre ein unzulässiger Vergleich? Weil das Kopftuch eben keine Modeerscheinung sei, sondern daran ein ganzer Komplex an kulturellen und moralischen Verwicklungen hänge? Wie kern-abendländisch ist eigentlich die umfassende Entschleierung?

In der Tat ist die Sachlage verzwickt, und je genauer wir hinschauen, desto vielfältiger werden die Verästelungen. Es herrscht kein Mangel an Büchern, die sich in aller Gründlichkeit mit einer befürchteten Islamisierung (»Verkopftuchung«) Deutschlands und den damit einhergehenden Verwerfungen auseinandersetzen. Nicht einmal den linksliberalen, über Jahrzehnte multikulturell inspirierten Leitmedien hierzulande wird man vorwerfen können, diesen umfassenden Themenkomplex totzuschweigen. Die kritische Berichterstattung über Ehrenmorde, über muslimische Schulversager und Zivilisationsverweigerer der zweiten und dritten Einwanderergeneration sowie über deren »frauenverachtendes« Gebaren waren be-

reits vor Sarrazin keine Tabuthemen, schon gar nicht die Debatte über die mutmaßliche Bedrohungslage, die vom Kopftuch ausgehe. Der größere Teil der Bundesländer verbietet das Kopftuch im öffentlichen Dienst. Nein, »gehätschelt« werden unsere (?) Kopftuchmädchen und -frauen gewiß nicht.

Man braucht sich gar nicht durch die Archive reich frequentierter, einschlägiger Netzportale- und Seiten zu wühlen, um einen Hauch der kalten Verachtung, ja des Abscheus zu spüren, die hier keinesfalls von einem halbalphabetisierten Mob, sondern von anscheinend mindestens durchschnittlich gebildeten Bürgern artikuliert wird. Selbst in den Kommentaren zu Internetausgaben großer Zeitungen und Zeitschriften aus der politischen Mitte schafft sich das Unbehagen an Kopftuchträgerinnen (vulgo »Pinguine«, »wandelnde Einzelzellen«, »Minarette«, Särge« etc.) breiten Raum.

Ich stieß auf eine Netzsseite, die eine Sammlung an Witzen über Kopftuchfrauen bereithielt. Was für eine Häme, wieviel Schläge unter die Gürtellinie! Am Ende des bösartigen Ergusses dann der Aberwitz, das »Andererseits«: »Hierbei handelt es sich ausschließlich um ›alte‹ Witze, bei denen das Objekt ›Blondine‹ durch ›Kopftuchfrau‹ ausgetauscht worden ist.«

Gut: Blondinen sind keine Minderheit. Sind es aber die zwei Millionen Frauen aus dem islamischen Kulturkreis, die in Deutschland leben? Oder nur die vielleicht 500 000 unter ihnen, die ein Kopftuch tragen? Ausgrenzungsgefühle zählen unter den negativen Emotionen zu den populärsten. Warum sollten Gefühlsmoden Halt machen vor muslimischen Frauen, zumal vor den soweit westlich angepaßten, daß sie dieses Unbehagen artikulieren können?

Repräsentative Studie *Muslimisches Leben in Deutschland* des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, vorgestellt am 25.06.2009

Feindselige Blicke, ein abfälliger Spruch, kopfschüttelnde Passanten, ein sich hervorragend verkaufendes Büchlein mit hämischen »Zeltfrauen«–Zeichnungen – wie haben wir das zu werten? Von tätlichen Übergriffen auf Kopftuchfrauen (aus der autochthonen Bevölkerung heraus!) lesen wir wenig. Da geht es diesen »Diskriminierten« ähnlich wie unzähligen anderen Gruppen von Normabweichlern, die mangelnde gesellschaftliche Akzeptanz beklagen: den Vollzeitvätern, den kinderlosen Frauen, den Großfamilien, den Gesichtsgepiercten und den knutschenden Homosexuellen. Ob das öffentliche Naserümpfen und die anonyme Netzpöbelei gegen all jene ein instinktives Reflexverhalten, ressentimentgeladene Spießigkeit oder gar »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« ist, sei dahingestellt.

Eva Schwingenheuer: *Burka*, Frankfurt 2009.

Woher aber der Spott und der Unwillen, der dem Auftritt einer kopftuchtragenden Hayrünissa Güls nicht als migrantische Integrationsverweigerin, sondern als Gattin des türkischen Staatspräsidenten entgegenschlug? Die Masse derer, die höhnisch an der Freiwilligkeit solcher Verschleierung zweifelt, stellt nicht in Frage, ob eine 14jährige in Hotpants und bauchnabelfreiem Oberteil oder die Wasserstoffblonde mit den operativ vergrößerten Brüsten wirklich nur ihren ureigenen Schönheitsimperativen folgen. Auf den geharnischten Frauenprotest, der im Iran auf die gesetzlich erzwungene *Ent*schleierung durch den Schah folgte, sei nur am Rande hingewiesen.

Christiane Hoffmann: *Hinter den Schleiern Irans. Einblicke in ein verborgenes Land*, Köln 2008.

Grob umrissen, stehen vier Haltungen zum Kopftuch zur Disposition:

Erstens: Kopftuchgegner, die mit jeglicher Verschleierung auch der Einwanderung generell skeptisch gegenüberstehen. Rechte Parteien und Lobbys sowie vielgestaltige Stimmen »aus dem Volk« stehen für diese (von den etablierten Medien gemiedene) Haltung, für die das Kopftuch eine Speerspitze der »muslimischen Landnahme« darstellt. Integrationskonzepte werden abgelehnt, allenfalls eine völlige Assimilierung würde akzeptiert.

Zweitens: Die, in deren Kulturkreis es gebräuchlich ist, sind jederzeit willkommen, jedoch ohne Kopftuch, weil dies als Symbol der Frauenunterdrückung und damit der Mißachtung universaler Menschenrechte gilt. In Frankreich, wo der Laizismus seit über einem Jahrhundert offizielle Staatsdoktrin ist, nähert man sich dieser Haltung in vollendeter Konsequenz an: Im Schulunterricht und in Universitäten ist das Kopftuch verboten, maßgebliche feministische Institutionen sowie große Teile der Regierung streben an, das Kopftuchverbot auf den gesamten öffentlichen Raum auszudehnen.

Alice Schwarzer: *Die große Verschleierung. Für Integration, gegen Islamismus*, Köln 2010.

Drittens: Diejenigen, denen das Kopftuch im öffentlichen Raum als Zeichen einer vollendeten Globalisierung gilt (etwa in Großbritannien, wo auch Lehrerinnen und Polizistinnen ihren Beruf mit Kopftuch ausüben dürfen) oder die es im Rahmen eines Toleranzgebots und der Religionsfreiheit dulden (beispielsweise in Österreich.) Zahlreiche (linke) Feministinnen jenseits der *Emma*-Linie befürworten diese unterschiedlich nuancierte Haltung: Sie gehen davon aus, daß muslimische Frauen öfter als



Kein Kopf ohne Tuch – Évariste Luminais: Die Witwe (oder Die Familie des Fischers), Öl 1856

vermutet aus »selbstbestimmten« Gründen das Kopftuch tragen. Viele Berufskarrieren deutscher Frauen seien auf dem Rücken von Kopftuchträgerinnen erwachsen, die ungerechterweise ausgegrenzt und sozial degradiert würden. Zahlreiche europäische Intellektuelle schließen sich der Ansicht des eingeschweizerten ägyptischen Islamwissenschaftlers Tariq Ramadan an, daß der Islam und damit das Kopftuch »bei sieben Millionen Muslimen in Frankreich, bei drei Millionen in England, vier in Deutschland« längst »eine europäische Religion« sei.

Birgit Rommelspacher: *Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 2001.

Heide Oestreich: *Der Kopftuchstreit. Das Abendland und ein Quadratmeter Islam*, Frankfurt a.M. 2004.

Viertens: Womöglich die Außenseiterposition, eine Melange aus den drei vorgenannten Haltungen und zugleich von jenen abgegrenzt: Kreise der marginalen »traditionalen Rechten« neigen dazu, den Islam als natürlichen Verbündeten gegen liberalistische, westliche Dekadenz, gegen den europäischen Atheismus anzunehmen. Hingewiesen wird hier auf die lange abendländische Tradition einer Islamfreundlichkeit (Türken mit eigenem Gebetsraum in der Armee Friedrich Wilhelms I., Moscheebau durch Kaiser Wilhelm II.) Sogar Karl Richter, stellvertretender NPD-Vositzender und aktiv in der Münchner Bürgerinitiative Ausländerstopp zog eine »islamische Option« wenigstens in Erwägung: »Im Zentrum der islamischen Weltsicht steht die Idee der Ordnung und der Gerechtigkeit – ein uraltes Zentralthema auch des indogermanischen Geistes (…) Was ist daran fremd? Der Unterschied zwischen Orient und Okzident ist ein anderer: Während sich der Westen im Zuge der Aufklärung und seiner fortschreitenden Amerikanisierung von jedweder Ordnungsvorstellung verabschiedet hat, hält die islamische Welt mit gutem Grund daran fest.« Das Kopftuch ist aus dieser Sicht kein Problem, sondern vielmehr Zeichen »verborgener weiblicher Macht« und einer »Wiederverzauberung« der profanen Welt. Es taugt keinesfalls als Kristallisationspunkt der Debatte, die, solange sie sich an frommer Symbolik und Genderproblematik festfrißt, ein reines Ausweichmanöver ist.

»Der Islam ist eine deutsche Religion«. Tariq Ramadan über die Kunst, zugleich Muslim und Europäer zu sein. *Zeit online*, 3.12. 2010

»Der Islam und die Rechte«, *Junges Forum* 3, Kiel 2004.

Oliver Ritter: *Mysterium Weib. Das verborgene Wesen der Frau*, Dresden 2004.

Die eigentliche Frage also wäre: Wieviel Fremdheit verträgt eine starke Nation, wieviel eine aufs äußerte und über Jahrzehnte geschwächte? Geht nicht von den gesellschaftlich mustergültig integrierten, in deutschen Mundarten parlierenden Vorzeigeausländern die größere, weil sublim wirkende Gefahr aus? Die promovierte Sarrazin-Kontrahentin Naika Foroutan funkte – selbstverständlich kopftuchlos – für ein paar Wochen auf allen Kanälen ihr Plädoyer für eine forcierte Besetzung »gesellschaftlicher Schlüsselpositionen« durch Bürger mit Migrationshintergrund: »Während wir langsam beginnen, uns als das neue weltoffene Gesicht Deutschlands zu präsentieren, als multi-ethnische ›Neue Deutsche‹, beobachten wir eine rückständige, realitätsferne, griesgrämige und von Ur-Ängsten dominierte Empirie der öffentlichen Meinung.«

Jytte Klausen: *Europas muslimische Eliten*, Frankfurt a.M. 2006.

Das Kopftuch jedenfalls ist dem christlichen Abendland nicht fremd, womöglich nicht einmal dem vorchristlichen. Christina von Braun und Bettina Mathes weisen darauf hin, daß schon für die Germanen von Frauenhaar eine magische Kraft ausging. Neuhochdeutsch *Weib* ließe sich



Kopftuch quer durch alle Schichten – Alfred Stevens: Was man Landstreicherei nennt, Öl 1855

demnach auf *Wiba*, das Verhüllte zurückführen, und bezeichne die Kopfbedeckung der verheirateten germanischen Frau. Auch im antiken Griechenland gingen die Frauen der Oberschicht verhüllt, Schleierverbot habe nur für Prostituierte geherrscht.

Christina von Braun/ Bettina Mathes: *Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen*, Berlin 2007.

Die christliche Bildkunst zeigt uns nicht nur Maria verschleiert. Auch im späteren Verlauf der europäischen Geschichte sehen wir keinesfalls nur Mägde und Unterworfene unter dem Kopftuch – die heute gängige Gleichsetzung von Entblößung mit Freiheit ist eine zeitgeistige Hypothese. Unsere Großmütter trugen Kopftuch inmitten der Trümmerhaufen ihres Landes, unsere Mütter trugen es, weil es Grace Kelly so gut stand – wieso wäre ausgerechnet das Kopftuch Ausweis der Fremdheit?

Die schwarzäugige Kopftuchträgerin an der Supermarktkasse befremdet mich weniger als ihre wildgefärbte, kaugummikauende Kollegin mit all den Ringlein in Lippe und Augenbrauen. Ebenso wähnte ich meine Kinder bei einer Ferestha Ludin als Englischlehrerin besser betreut als bei einem franseligen Sozialkundepädagogen, der zugleich für Die Linke im Kreistag sitzt und in seinen Klassenarbeiten Aufgaben stellt, deren Musterlösungen hanebüchen sind. Innerhalb einer starken Gesellschaft (»selbstbewußte Nation«), die sich solche Offenheit erlauben kann, sind alle vier gut auszuhalten – besser, im Konjunktiv zu reden: sie wären es.

In Gesellschaften mit einem ausgefransten Rahmen für Normen und Werte irritiert die individuelle Abweichung viel weniger als ein kollektives Symbol. Das Kopftuch der muslimischen Frau ist Teil ihrer gesamten Kleidung, die bestimmten Vorschriften unterliegt. Kleidungsvorschriften gibt es im Islam sowohl für den Mann als auch für die Frau. Sie dienen dazu, die Würde und Achtung vor einander zu schützen.

www.koptuch.info/ frauimislam/vergleich.html

Entsprechende Absätze aus Koransuren oder mohammedanischen Ahadith, die sich mit Kleidungs- und Verhaltensregeln für Frauen befassen und für das heutige Verständnis vielfach barbarisch anmuten, werden von Islamkritikern und -feinden gerne zitiert, um die Unvereinbarkeit dieser Religion mit dem aufgeklärten Westen zu verdeutlichen. Der im Januar verstorbene Hadayatullah (einst: Paul) Hübsch, Alt-68er, vor über 40 Jahren zum Islam konvertierte und in der Frankfurter Ahmadiyya-Gemeinde Freitagsprediger, hat eine Synopsis aus einer Vielzahl biblischer und muslimischer Texte zum jeweiligen Frauenbild zusammengestellt. Und siehe: Nicht nur im Alten, sondern auch im Neuen Testament finden sich Stellen, die in punkto Geschlechterdifferenz und Ungleichheit sehr nach Koran klingen:

Colin Goldner: *Dalai Lama: Fall eines Gottkönigs*, Aschaffenburg 2008.

Bruno Waldvogel-Frei: *Das Lächeln des Dalai Lama … und was dahintersteckt*, Witten 2010.

»Was ist der Mensch, daß er rein wäre, der Weibgeborene!« (Hi 15,14); (Wenn Unzucht erwiesen ist) »soll man das Mädchen hinausführen (…) Dann sollen die Männer ihrer Stadt sie steinigen, und sie soll sterben.« (Dtn 21:21) »Daß eine Frau lehrt, erlaube ich nicht(…), sie soll sich still verhalten« (1. Tim 2, 11.12); oder: »Wenn eine Frau kein Kopftuch trägt, soll sie sich doch gleich die Haare abschneiden. Ist es aber für eine Frau eine Schande, sich die Haare abschneiden zu lassen, dann soll sie sich verhüllen« (1. Kor 11, 5–6) oder: »Der Mann ist das Haupt der Frau.

»Männerbünde und Evangelikale. Die unheilige Allianz der Anti-Feministen« *Emma* Winter 2011, S. 54



Wilhelm Leibl, Bauernmädchen mit weißem Kopftuch, 1876



Trümmerfrau in Berlin 1946



Fulla-Barbie 2010

(…) Die Frauen sollen sich den Männern in allem unterordnen. (Eph 5,23–24).

Aus Sicht des universalen Feminismus und Genderismus ist eine strikt antireligiöse Haltung deshalb konsequent. Anders als der egalitäre Feminismus , der die Kategorie Geschlecht ablehnt, geht jegliche traditionale Sichtweise von einem grundlegenden Unterschied zwischen Mann und Frau aus. Wir finden die rigorose Trennung eines weiblichen und männlichen Lebensprinzips in bei den (Differenz-) Feministinnen neuheidnischer Kultgemeinschaften, wir finden im Hinduismus eine Abwertung der Frau, die sich drastisch in Witwenverbrennungen und massiven Abtreibungszahlen weiblicher Föten ausdrückt. Die Neo-Sannyasins der Bhagwan-Sekte, die in den Siebzigern gerade von deutschen Feministinnen regen Zulauf erhielt, drückte Frauen in die Prostitution, Frauenbeglücker und Kultfigur Osho nannte die Frauenbewegung und ihr Streben nach Gleichberechtigung »häßlich«. In den tantrischen Praktiken des Buddhismus werden Mädchen ab acht, bevorzugt mit zwölf zum Sexualverkehr herangezogen und das tibetische Wort für Frau bedeutet zugleich »Niedriggeborene«.

Alice Schwarzer als einer der prominentesten Kopftuchgegnerinnen geht es darum, »Glaubensfragen« jeglicher Couleur aus der Politik herauszuhalten, deshalb setzt sie die Kopftuchfrage ausdrücklich mit dem von hier ebenfalls seit je vehement kritisierten Abtreibungsverbot gleich. Weil »die Politik« »nicht nur in Gottesstaaten, sondern auch in Demokratien« sich gegen die Lebensrealität von Frauen und zugunsten von Kirchenvertretern entscheide, spreche sie sich gegen Abtreibung aus – genau wie die Vertreter Mohammeds für das Kopftuch: eine schlagende Analogie!

Auch die Koedukation (erst seit wenigen Jahrzehnten in Deutschland üblich und heute von zehn Prozent der muslimischen Eltern allein für den Schwimmunterricht abgelehnt) sei »unverzichtbar für jede geschlechtergerechte Erziehung«.

Wäre das Christentum hierzulande potenter, hätte Schwarzer – für die ethnische Zugehörigkeiten an sich keine Rolle spielen – wenig Anlaß, ausgerechnet gegen »den Islamismus« zu trompeten. In der Tat wird mit ähnlichen Argumentationsmustern in der aktuellen *Emma* auch Familienministerin Kristina Schröder verdächtigt, eventuell eine »erzkonservative Christin oder gar Fundamentalistin«(!) zu sein.

Es ist ein schmaler Grat, auf dem sich der Mainstream-Feminismus hier bewegt. Einerseits bezieht man seit Jahrzehnten scharf Position gegen jegliche Pornographie, Prostitution und gegen kranke Körperbilder junger Mädchen und fokussiert gesellschaftlich verursachte Eßstörungen, andererseits zeigt sich gerade an solchen Symptomen, wie fragil das Selbstbild der aus jeglichem traditionalem Rahmen freigelassenen Frau ist. So fügt es sich, daß wir in der *Emma* ein Hohelied ausgerechnet auf die Barbiepuppe finden. Barbie wird als viel emanzipierteres Rollenmodell angesehen als die bekopftuchte Fulla, ihr Gegenbild, das in der islamischen Welt reißenden Absatz findet.

Zum 50. Geburtstag der dünnen, alterslosen Plastikpuppe 2009 war folgendes Bekenntnis in der *Emma* (und zwar im redaktionellen Teil und nicht auf der Leserbriefseite) zu lesen: »Meine letzte Barbie-Puppe habe ich vor zwei Jahren gekauft, da war ich 43 Jahre alt. (…) Ich war längst erwachsen, als ich im Spielzeuggeschäft stand, unter den rosa Schachteln nach einem Geschenk suchte und mir plötzlich bewusst wurde: ›Hey du darfst. Du kannst. Du bist erwachsen.‹ Seither kaufe ich mir immer wieder mal eine neue Puppe, ein Set Kleider, ein paar Glitzerspangen (…). Die Welt größer und glitzernder denken, die eigenen Grenzen sprengen. Dafür gibt es viele Methoden, viele Namen. Ich sage: Dazu braucht man Barbie.«

Welch trauriges Ringen um Ausdruck, Identität, Selbstbild! Gäbe es das Kopftuch auf Rezept (Indikation etwa: Wiedererlangung von Würde, Geborgenheit und Seinsgewißheit): Hier möchte man es verordnen.

Autoren dieses Heftes

Karima Dahab, 1984, studiert Geschichte und Germanistik in Augsburg.

Prof. Dr. Kai Hammermeister, 1967, ist Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der Ohio State University in Columbus/USA.
Jacques Lacan (Beck Reihe *Denker*), München 2008

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.
Das Dschihad-System. Wie der Islam funktioniert, Gräfelfing 2010

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Provokation, Schnellroda 2007

Prof. Dr. Karl-Heinz Kuhlmann, 1934, war evangelischer Pastor und später Professor an der Evangelischen Theologischen Fakultät in Löwen/Belgien. Bis heute Gastprofessuren im Ausland.

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Schlüsselwerke, Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.
Besetztes Gelände, Deutschland im Film nach '45, Schnellroda 2010

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.
Medienrituale und politische Ikonen, Schnellroda 2009

Prof. Dr. Albrecht Schachtscheider, 1940, ist Staatsrechtslehrer und hatte bis 2006 den Lehrstuhl für öffentliches Recht an der Universität Erlangen-Nürnberg inne. Er ist (Mit)-Autor mehrerer Verfassungsbeschwerden gegen unterschiedliche Stufen der Europäischen Integration und die damit verbundenen Aufgabe nationaler Souveränitätsrechte. Über die Verfassungsbeschwerde gegen das Währungsunion-Finanzstabilitätsgesetz, das die deutschen Hilfszahlungen bei der Bekämpfung der griechischen Finanzkrise von 2009/2010 regelte, steht ein endgültiges Urteil noch aus.
Grenzen der Religionsfreiheit am Beispiel des Islam, Berlin 2010

Prof. Dr. Harald Seubert, 1967, Studium der Philosophie, Neueren Geschichte, Literaturwissenschaft, Sozialwissenschaften und Evangelischen Theologie, Habilitation über Platons Rechtslehre an der Martin-Luther-Universität in Halle. Seit 2006 Professor für Kulturphilosophie und Ideengeschichte an der Universität Posen. Lehrbeauftragter an der Universität Erlangen-Nürnberg.
Religion. Eine philosophische Einführung, München 2009

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009
Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Mleeta oder Der Freizeitpark des Dschihad

von Niko Colmer

Die Welt des Widerstands beginnt dort, wo Nebelschwaden um die Bergspitzen wabern. Um nach Mleeta, südlich von Beirut gelegen, zu kommen, muß man einige Zeit und Geduld mitbringen. Baustellen, enge Kurven und eine teils merkwürdige Beschilderung machen das ganze Unternehmen nicht einfach. Dabei entsteht im Mleeta gerade etwas Einzigartiges: eine Art Freizeitpark des Dschihad. Auf 60 000 Quadratmetern baut die libanesische Hisbollah dort seit einigen Monaten ein Zentrum, welches im Mai 2010 bereits eröffnet wurde. Allerdings sind die Bauarbeiten noch lange nicht abgeschlossen: Es sollen noch Hotels, ein Schwimmbad und eine Seilbahn aus dem Boden gestampft werden. »Tourist Landmark of Resistance« – »touristisches Wahrzeichen des Widerstands« – prangt auf den Schildern. Widerstand – damit ist der Kampf der schiitischen Hisbollah-Milizen gegen Israel gemeint.

Wer aus Europa anreist, muß sich zunächst einmal umgewöhnen. Denn in den dortigen Nachrichten taucht der Name »Hisbollah« fast ausschließlich mit den Zusätzen »terroristisch« oder zumindest »islamistisch« auf. Eine ganzer Geschäftszweig von »Sicherheitsexperten« warnt zudem ständig vor den Aktivitäten der Hisbollah in der Bundesrepublik Deutschland, sie rekrutiere dort »terroristische Kämpfer« und sammle Geld für den »Dschihad gegen Israel«. Im Libanon hingegen ist die Hisbollah eine geachtete Partei – sogar bei ihren Gegnern. Terroristisch? Das würde hier niemand in den Mund nehmen. Widerstand schon eher. Islamistisch? Die Hisbollah – übersetzt die »Partei Gottes« – gilt als verläßlicher Bündnispartner des christlichen Generals und Politikers Michel Aoun, einem Maroniten. Von angeblichen »Säuberungen« ganzer christlicher Landstriche durch die Milizen der Hisbollah, vom religiösen Krieg gegen die libanesischen Christen hat man bislang offensichtlich nur in Europa und Amerika gehört. Nur wenige Kilometer von Mleeta entfernt steht eine christlich-maronitische Kirche – in einem christlichen Dorf. Von ethnischen Säuberungen durch Schiiten hat man dort noch nie etwas bemerkt.

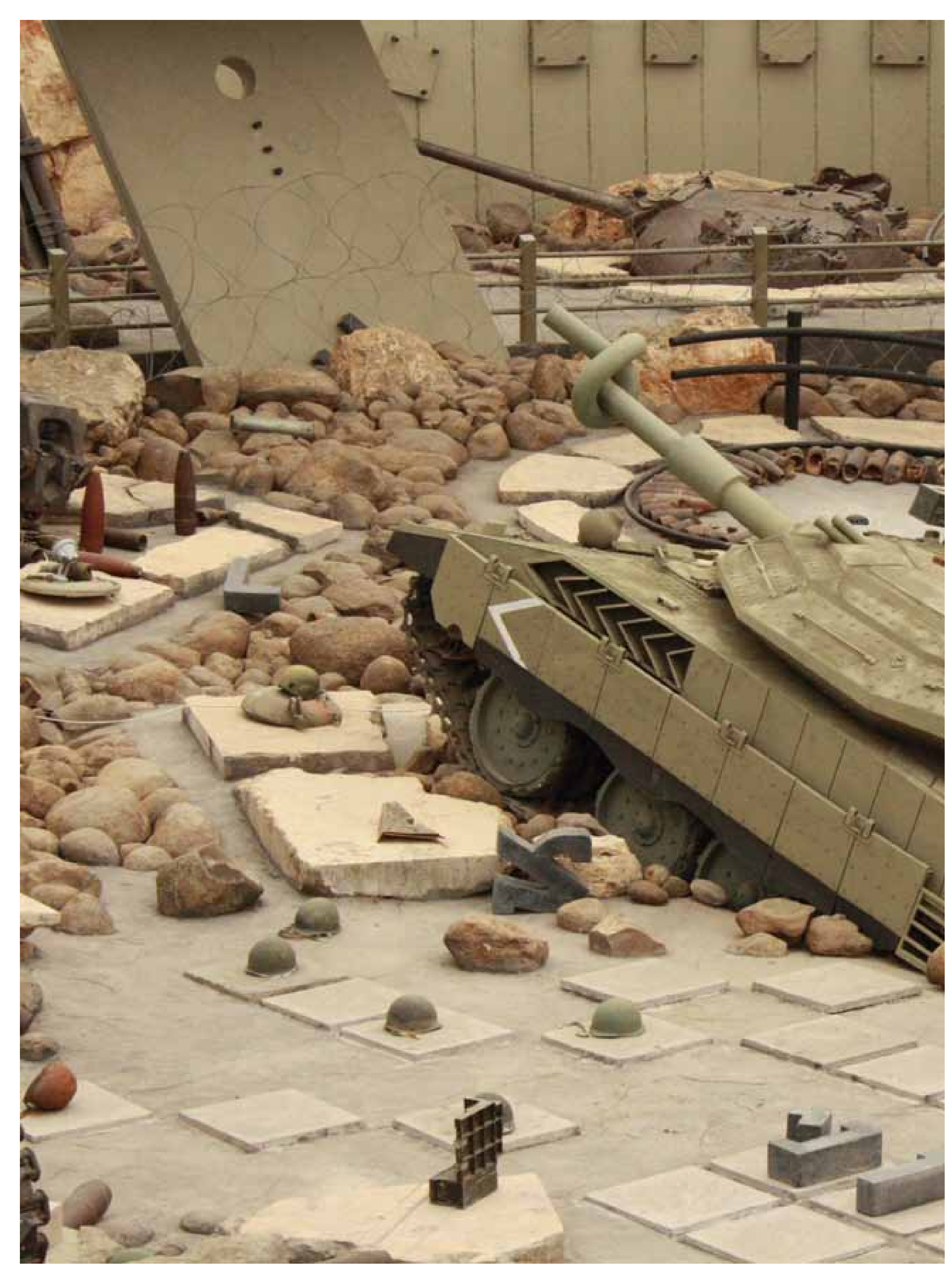
In Mleeta bemüht sich die Hisbollah indes um etwas, das sie bislang eher vernachlässigt hat: um die Außendarstellung. Künftig soll das



Die Architektur der »Großen Erzählung«

▲ Blick auf den zentralen Platz des Widerstands-Freiluftmuseums von Mleeta im Libanon: 60 000 Quadratmeter umfaßt die Anlage, alles in modernstem Design. Sie wurde entworfen von namhaften Beiruter Architekten. Und das ist erst der Anfang. Hinzukommen werden Wellness-Einrichtungen, Hotels, Fußballfelder, Campingplätze, eine Seilbahn zum gegenüberliegenden Hügel, Grünanlagen und Grillplätze für die Wochenendausflüge der Familien.

◄ Auf der Aussichtsplattform weht die gelbe Fahne der Hisbollah: Von diesem Ort aus wurde zur Zeit der israelischen Besetzung Süd-Libanons militärischer Widerstand geleistet.



▲ Aufgeladen mit Symbolik: Auf dem Platz präsentiert das Widerstandsmuseum erbeutetes Kriegsmaterial der Israelis. Zu sehen sind zahllose Helme, Geschosse und sogar Panzer der »Israeli Defence Force«.

Die gesamte Schau folgt einem künstlerischen Gesamtkonzept. Die Aussage des Museums ist klar: Hier hat sich der tapfere Widerstand gegen die Okkupanten erhoben und gesiegt. Damit inszeniert sich die Hisbollah als führende Widerstandsgruppe, die längst nicht mehr »nur« religiös-schiitisch sein möchte, sondern alle Libanesen anspricht.



Nächste Seite

▲ Das Museum von Mleeta läßt vor allem westlichen Besuchern, die sich dorthin verirren, den Atem stocken. Die Hisbollah präsentiert sich selbst als erfolgreiche Streitmacht, die die modernste Armee der Region – die Israeli Defence Force – besiegen konnte.

▶ Waffenschau: Die große Attraktion für die Besucher ist die Bunkeranlage im Mleeta-Hügel. Vom modernen Teil des Museums geht es über eine Art Guerillapfad bergab durch einen dichten Steineichenwald. Am Wegesrand können die Besucher die Waffensysteme der Hisbollah-Milizen bestaunen.

▼ Kradmelder: Auf solchen geländegängigen Maschinen wechselten Hisbollah-Milizionäre die Stellungen im Kampf gegen die Israelis. Diese wußten oftmals trotz modernster nachrichtendienstlicher Feindaufklärung nicht, wo die Widerstandsnester genau waren.







gigantische Freigelände Gäste aus aller Welt anlocken, um sie dort »aufzuklären« – »Propagandaschau« nennt man das in den europäischen Medien. Zu einer solchen Bewertung mag beitragen, daß die Uhren im Nahen Osten etwas anders ticken als in Europa. Man ist stolz auf militärische Siege, Waffen sind grundsätzlich nichts Schlechtes, wenn sie zur Selbstverteidigung dienen, und Israel wird »Occupied Palestine« – »besetztes Palästina« genannt. Bei Reden greift man gerne tief in die triefende Symbolikkiste. Wenn Hisbollah-Generalsekretär Hassan Nasrallah spricht, dann wackeln die Wände, und der Dachstuhl brennt. Dann wird nicht einfach über den »zionistischen Feind« gesiegt, sondern man schickt dessen Soldaten über »glühende Lava«, und der Libanon, das Vaterland, ist ein »explodierender Vulkan unter den Füßen des Feindes«. Dazu tönt arabische Marschmusik mit religiös-nationalistischen Texten. Alles Dinge, bei denen sich westliche Journalisten mit Grausen abwenden.

In Mleeta erwartet den Besucher eine Schau der Extraklasse, und das bereits jetzt, bevor alles fertiggestellt ist. Wer genügend Zeit mitbringt, kann in die Welt des Widerstandskampfes eintauchen – und das im wahrsten Sinne des Wortes. Denn Mleeta ist weit mehr als ein Museum. Die Macher der Ausstellung haben quasi eine ganze Hisbollah-Stellung im Gebirge originalgetreu begehbar gemacht – inklusive Höhlensystem. Doch bevor man sich zwischen Waffen, Schützengräben und Beobachtungsposten unter Tarnnetzen durch die Gänge schlängelt, kommt man direkt auf den Hauptplatz der Schau – genannt »Der Abgrund«. In einem abstrakten Rondell liegen die Überbleibsel israelischer Truppenverbände im Libanon. Der Star des Abgrunds: Ein israelischer Merkava-Panzer, der eigentlich einmal als unzerstörbar galt. Daneben liegen Massen an israelischen Helmen, Munition, schwerem Gerät. »Dies ist eine künstlerisch-szenische Darstellung, die die Niederlage des zionistischen Gebildes symbolisiert«, ist auf einem Schild als Erklärung zu lesen.

Überhaupt strotzt das gesamte Gelände nur so von Symbolismus und Geschichte. Ein Stück weiter, auf dem vorgezeichneten Weg, darf der Besucher sein Haupt senken. Ein gerahmtes Bild erinnert an Abbas al-Musawi, den Vorgänger Nasrallahs als Generalsekretär der Hisbollah. Al-Musawi wurde 1992 durch eine »gezielte Tötung« von israelischen Hubschraubern abgeschossen – inklusive seiner Frau, seines Sohnes und weiterer vier Zivilisten. Die Proteste aus dem Westen gegen diesen Anschlag fielen äußerst halbherzig und müde aus. Das Bild Musawis steht an dem Platz, an dem der schiitische Führer gebetet haben soll, daneben ein aufgeschlagener Koran.

Es sind Geschichten wie die über al-Musawi, die zeigen, wie schwer es ist, den Konflikt zwischen Israel und den Arabern moralisch zu bewerten. Oder wie einfach es sich diejenigen machen, die es trotzdem tagtäglich tun. Was ist Terrorismus? Was ist Freiheitskampf? Was ist Landesverteidigung? Was ist ein »gerechter« Krieg? Israel liegt mit seinen arabischen Nachbarn – außer Jordanien und Ägypten – immer noch offiziell im Krieg. Israel hält das Gebiet der sogenannten »Scheeba-Farmen«, einen schmalen Landstrich, den der Libanon für sich beansprucht, nach wie vor besetzt. Die Hisbollah läßt keine Gelegenheit verstreichen, auf die Besetzung dieses Teils »libanesischen Bodens« hinzuweisen. Völkerrechtlich ist die Zugehörigkeit der Scheeba-Farmen hingegen nach wie vor umstritten. Israel und die Vereinten Nationen zählen das Gebiet zu Syrien – Damaskus hingegen sagt, der Landstrich sei an den Libanon übergeben worden, ein Vertrag darüber existiere allerdings nicht. Solche diplomatische Spitzfindigkeiten lassen eine politische Lösung dieses Problems in weite Ferne rücken.

Überhaupt: Die Hisbollah hat in den vergangenen Jahren einen Imagewandel hingelegt, der geradezu atemberaubend wirkt. Das ganze Widerstandsmuseum Mleeta atmet dieses »neuen« Geist. War die schiitische Partei Anfang der 1980er Jahre vor allem als iranischer Brückenkopf bekannt, positioniert sie sich heute als eine Art libanesisch-nationale Widerstandsorganisation. Als Geburtsstunde der Hisbollah gilt der Juni 1982, als Israel im Libanon einmarschierte: Mit Unterstützung der Islamischen Republik Iran wurde die neue Miliz Hisbollah gegründet, die bei Baalbek in der Beqa-Ebene Ausbildungslager aufbaute und vom Iran über Syrien mit Waffen und Geld versorgt wurde. Die Geschichte dieser neuen, kleinen schiitischen Miliz beginnt mit einem Paukenschlag: Nicht einmal ein

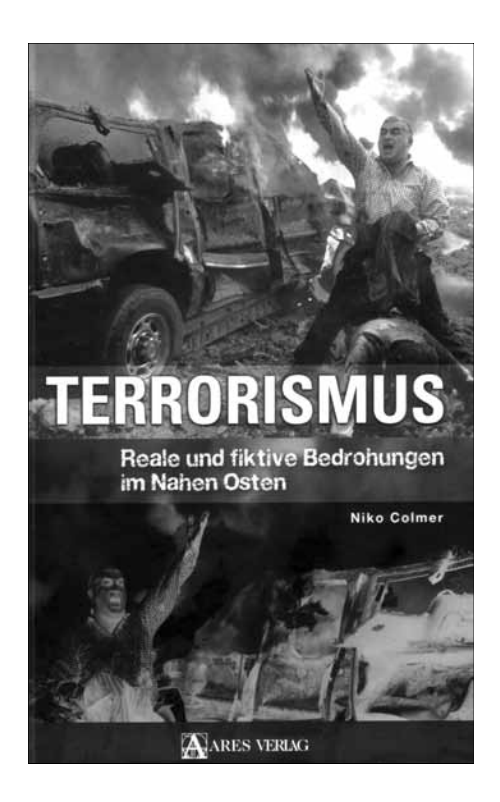
Jahr nach ihrer Gründung griffen Hisbollah-Selbstmordattentäter die US-Botschaft in Beirut (16 Tote) und Monate später des Hauptquartier der US-Marines am Flughafen an – hierbei kamen 241 Amerikaner um. Daß sie einen »islamischen Gottesstaat nach dem Vorbild Teherans« errichten wolle, schreiben heute nur noch Journalisten in den USA und Westeuropa. Im Libanon sprechen selbst politische Gegner voller Respekt über die Hisbollah. Ein Grund hierfür ist der sogenannte »Sommerkrieg« im Jahr 2006.

Das Thema »Sommerkrieg«, der im Libanon als »Harb Tammuz«, als Juli-Krieg bekannt ist, ist nach wie vor dominierend in der Erinnerung und für das Selbstbewußtsein der Menschen vor allem im Südlibanon. Mit einer Mischung aus Abscheu vor den Zerstörungen durch die israelischen Luftangriffe und Stolz über den für die ganze Welt überraschenden Erfolg der Hisbollah-Milizen im Kampf gegen die bis dahin für unbezwingbar gehaltene israelische Armee erzählen alte Frauen, junge Mädchen, kleine Jungs und adrette Anzugträger von den Kampftagen des Sommers 2006. Vor allem die Hisbollah konnte enorm profitieren. 34 Tage lang organisierten hauptsächlich ihre Milizen den militärischen Widerstand, die libanesische Armee selbst verhielt sich weitestgehend passiv und beschränkte sich auf die Luftabwehr. Die Hisbollah ging aus diesem Konflikt als Sieger hervor. Das war auch nicht schwer. Ein israelischer Sieg hätte nur durch eine vollständige Auslöschung der Hisbollah erreicht werden können. Dies war bereits zu jenem Zeitpunkt ein Ding der Unmöglichkeit.

Dieser Konflikt war für die Hisbollah ein Meilenstein der eigenen Entwicklung: Von einer schiitischen Partei und Miliz wandelte sie sich zu einer national-libanesischen Widerstandsorganisation, der gelungen war, was alle anderen arabischen Armeen vor ihr nicht geschafft hatten: Israel auf dem Schlachtfeld empfindliche Schläge beizubringen. Die Geschichte des Sommerkrieges wird immer wieder aufs Neue erzählt – auch in Mleeta. Die Rede ist von einsamen Guerillagruppen, die tagelang auf Berggipfeln verharren, um den einen richtigen Moment abzupassen, in dem israelische Einheiten in die Falle tappen und beschossen werden können. Es ist die Rede von schiitischen Märtyrern, die, bis zur letzten Patrone kämpfend, südlibanesische Dörfer gegen israelische Eindringlinge verteidigen. Das ist der Stoff, aus dem die neuen nationalen Mythen geschaffen sind.

Das Milizsystem der Hisbollah gehört zu den bestgehüteten Geheimnissen der Organisation. Die Hisbollah ist derzeit die einzige Gruppierung im Libanon, die noch eine eigene bewaffnete Miliz unterhält – offiziell zumindest. Gemäß der UN-Resolution 1701 sollte sie eigentlich längst ihre Waffen abgegeben haben. Hisbollah-Chef Nasrallah: »Solange es militärische Operationen Israels gibt, solange die Israelis im Feld attackieren und solange israelische Soldaten Teile unseres Landes besetzt halten, ist es unser natürliches Recht, gegen sie vorzugehen, sie zu bekämpfen und die Heimat, unsere Häuser, uns selbst zu verteidigen.« Nasrallah kann im Libanon aus einer Position der Überlegenheit heraus argumentieren: Fast die Hälfte der 70 000 Soldaten der regulären libanesischen Armee sind Schiiten. Im August 2006 lehnten 84 Prozent der libanesischen Schiiten die Entwaffnung der Hisbollah ab. Der damalige Chef der libanesischen Streitkräfte und heutige Präsident, der christliche General Michel Suleiman, machte aus seiner Sympathie für Nasrallah nie ein Hehl. Nur die »andauernde gute Zusammenarbeit« von Hisbollah und Armee, erklärte er im Juli 2006, könne die Einheit des Landes sichern. Im Jahresbericht 2005 der libanesischen Armee war zu lesen, daß die Unterstützung der Hisbollah eine »nationale und moralische Verpflichtung« sei.

Niemand weiß genau, wieviele Kämpfer der Miliz bei Bedarf zur Verfügung stehen. Das militärische Kommando wird von zwölf religiösen Gelehrten geführt. 300 bis 400 aktive Kämpfer und etwa 3 000 »Reservisten« werden unterhalten. Andere Quellen sprechen von ca. 3 500 bis 5 000 aktiven Kämpfern oder gar von 20 000 Kämpfern sowie einigen tausend Reservisten. Die Hisbollah ist die einzige von den USA als »terroristische Gruppe« bezeichnete Organisation, die schwere konventionelle Waffen besitzt, wie zum Beispiel Katjuscha-Raketen, Fadschr-5-Raketen, Schützenpanzer und Kurzstreckenraketen. Die Schlagkraft dieser Spezialistentruppe wird von israelischen Soldaten, die am Sommerkrieg 2006 teilgenommen haben, bestätigt. Die Kämpfer der Hisbollah seien »trainiert und organisiert wie eine reguläre Armee«, so ein Zeuge in der



Nico Colmer, Jahrgang 1966, ist ein Kenner der politischen Szene im Nahen Osten und schreibt für eine Tageszeitung im Nahen Osten. Man kann seine Arbeitsweise mit der Peter Scholl-Latours vergleichen: Colmer schreibt seine Reportagen nicht von der Hotellobby oder vom heimischen Schreibtisch aus, er verläßt sich nicht aufs Hörensagen oder auf amtliche Berichte. Vielmehr hat Colmer auf seinen Reisen in den Libanon und nach Syrien zahlreiche Gespräche mit führenden Repräsentanten dortiger Parteien, Gruppierungen und als terroristisch eingestuften Bewegungen führen können. Er hat Orte besucht, die es eigentlich gar nicht gibt und Versammlungen beigewohnt, über die andere Reporter wie über Fantasialand berichten müssen, weil sie keinen Zugang gefunden haben.

Ausführlich mit dem realen und fiktiven islamischen Terrorismus beschäftigt hat er sich in seinem links abgebildeten Buch (185 S., 19.90 €, Ares Verlag: Graz 2010).

Colmer schreibt für Sezession *in loser Folge Reportagen, erschienen ist von ihm in Heft 35 (April 2010) bereits der Beitrag »Ikonen des Widerstands. Propaganda im Irak«.*

New York Times. Sie seien hochspezialisiert und diszipliniert, könnten mit Nachtsichtgeräten ebenso umgehen wie mit modernen Kommunikationsmitteln. »Wir wurden alle überrascht«, so der israelische Armeeangehörige gegenüber der *New York Times*. Der israelische Brigadegeneral Yossi Kuperwasser »lobt« die Kampfkraft und die Disziplin der Hisbollah ebenfalls in höchsten Tönen. Die Kämpfer der Hisbollah verstünden es, virtuos mit ihren Waffen umzugehen. Sie nutzten Antipanzer-Waffen »wie eine richtige Artillerie«. Mit diesen Waffen würden sie problemlos auch israelische Gefechtsstände unter Feuer nehmen. Besonders beeindruckt ist Kuperwasser von der Planungsdisziplin der Hisbollah, denen er echte Militärgeheimdienst-Fähigkeiten attestiert. Sie planten ihre Militäraktionen monatelang, beobachteten sämtliche Feindbewegungen und werteten sie detailliert aus, um dann im richtigen Moment zuzuschlagen. Die Kampfkraft dieser Armee scheint unbestritten.

Unter Hassan Nasrallahs Führung fand die Hisbollah auch Akzeptanz bei der christlichen Bevölkerung des Libanons. So konnte er zeitweilig weite Teile der libanesischen Gesellschaft, unabhängig von Religion oder Konfession, im Kampf gegen die damalige israelische Besatzungsmacht im Süden des Landes hinter sich vereinen. Er gilt daher als jener Mann, unter dessen Führung die Hisbollah nach langem Guerillakrieg Israel zu der Entscheidung veranlaßte, die 18 Jahre andauernde Besatzung des Südlibanon durch die israelische Armee im Jahr 2000 zu beenden und sich aus dem Gebiet ganz zurückzuziehen. Ebenfalls unter seiner Initiative erfolgte im Januar 2004 die Übergabe von einem lebenden und drei toten Israelis, woraufhin Israel 23 libanesische und etwa 400 palästinensische Gefangene entließ.

Nasrallah ist heute ein Medienstar im Libanon. Seine Fernsehansprachen, die an einem geheimen Ort aufgezeichnet und von dort aus ausgestrahlt werden, sind wahre Straßenfeger. Ohne Zweifel gehört er zu den charismatischsten Figuren der arabischen Welt und besitzt eine Strahlkraft, die weit über den Libanon hinausgeht. Ohne Nasrallah ist die Hisbollah, wie sie heute ist, nicht vorstellbar. Und Nasrallah begegnet dem Besucher in Mleeta auf Schritt und Tritt – auf Großplakaten und auf den Bildschirmen der Ausstellung. Mleeta, so Nasrallah, sei »ein Ort, an dem wir die Geschichte des Widerstands bewahren und seine Tradition pflegen«. Er ist längst nicht mehr der Islamist auf der Gehaltsliste des Iran, sondern wird als einer der ganz wenigen wahrgenommen, die Israel – dem »zionistischen Gebilde«, wie er sagt – die Stirn bieten können.

Das Dschihad-System …

von Martin Lichtmesz

Die Netzseite »Manfreds politische Korrektheiten« (www.korrektheiten.com) ist zur Zeit eines der scharfsinnigsten Blogs der konservativen Netz-Aktivität. Besonderes Augenmerk legt dessen Betreiber, der 1966 geborene Sozialwissenschaftler Manfred Kleine-Hartlage, auf islam- und liberalismuskritische Beiträge. Dieses doppelte Augenmerk hebt den Autor weit über das kurzsichtige Gepolter von »Islamkritikern« à la *Politically Incorrect* hinaus: Denn wer vor einer expandierenden islamischen Welt warnen will, darf von der strukturellen, systemimmanenten Schwäche des zurückweichenden liberalen Westens nicht schweigen.

Ihren besonderen Schliff erhalten Kleine-Hartlages Analysen durch den Umstand, daß der Verfasser ein bekehrter Linksliberaler ist, der die entsprechenden frommen Denkungsarten bis in ihre feinsten Winkelzüge hinein kennt, und in der Lage ist, sich wasserdicht gegen vorauszusehende Einwände abzusichern. Kleine-Hartlage legt nun in seinem Buch *Das Dschihad-System (Wie der Islam funktioniert,* Gräfelfing: Resch 2010. 292 S., 19.90 €) nicht nur überzeugend dar, daß sich das Denken und die Mentalität der islamischen Welt von der des post-christlichen Westens fundamental unterscheiden, sondern er versucht auch zu skizzieren, warum letzterer nicht imstande ist, diese Unterschiede überhaupt wahrzunehmen und richtig einzuordnen. Denn es ist ironischerweise gerade die scheinbar für den Anderen »offene Gesellschaft«, die, befangen in ihrer Ich-Bezogenheit, unfähig ist, zu erkennen, daß dieser Andere tatsächlich anders ist, und womöglich die eigenen Prämissen in keiner Weise teilt. In dieser Perspektive ist der Liberalismus nichts anders als ein stark säkularisiertes und infantilisiertes Christentum, in dem eine altruisierende Ideologie vorherrscht, die grundlegende Politika wie Gruppenselbstbehauptung und -identität zum Tabu verschwefelt hat, womit man auch nicht mehr imstande ist, sich vorzustellen, daß man aus den Sicht seiner Feinde »unter Umständen wie eine fette Beute aussieht.«

Einer der fatalsten Fehlschlüsse ist dabei, anzunehmen, daß der Islam als Religion analog wie das Christentum funktioniere, das etwa die Trennung von weltlichem und geistlichem Bereich kennt. Der Islam ist nicht einfach eine Religion, die man via Konfession »hat«, sondern vor allem ein bis in die kleinsten Details des Alltags wirkendes »soziales System«. Die daraus erwachsenden sozialen und kulturellen Formen können zwar mannigfaltig sein, teilen jedoch allesamt das »Gedankensystem Islam« als eine Art gemeinsame geistige »DNA«. Daraus folgt, daß der Prozeß der »Islamisierung« und der schleichenden Landnahme keineswegs bloß die Sache von »Extremisten« oder »Islamisten« ist, sondern aus der sozialen Struktur islamischer Gesellschaften selbst erfolgt.

Kleine-Hartlage zeigt auch, wie abweichende theologische Auffassungen erhebliche Folgen haben können für die Entwicklung »kultureller Selbstverständlichkeiten«. Die Abwesenheit des christlichen Gedankens der Erbsünde und des Gebotes der ständigen Selbstprüfung etwa hat eine Mentalität im Islam gefördert, die zur krassen Selbstgerechtigkeit neigt und zur Selbstkritik weitgehend unfähig ist. Damit ist ein im Gegensatz zum christlichen oder post-christlichen Menschen »unterkomplexer« Typus entstanden, der sich heute als wesentlich durchsetzungsfähiger erweist. Kleine-Hartlages akribische Koran-Analyse weist zudem nach, daß der Islam die Anwendung und Androhung von Gewalt zum Zwecke seiner Ausbreitung durchaus doktrinär befürwortet, und daß sein Anspruch zwar universal ist, nicht jedoch seine Ethik, die nur innerhalb der Gruppe der Gläubigen verbindliche Gültigkeit hat. Im Vergleich zum Judentum und Christentum ist die Theologie des Islams simpel gestrickt und primitiv; sie hat in der Tat kaum eine Verbindung zu den Werten dessen, was man einst das »christliche Abendland« nannte. Hier wird ein völlig anderer Gott geglaubt und eine völlig andere Ethik gelehrt. Die Lektüre dieses augenöffnenden Buches sei daher auch jenen verblendeten Konservativen ans Herz gelegt, die immer noch glauben, der Islam wäre eine irgendwie »konservative« Macht, die den verlorengegangen Nomos des Christentums adäquat ersetzen oder gar in irgendeiner Weise fortführen könne.

… und ein paar Fragen dazu

ein Gespräch mit Manfred Kleine-Hartlage

Sezession: Herr Kleine-Hartlage, wird in Deutschland angemessen über die Themen Überfremdung und Islam diskutiert?

Kleine-Hartlage: Leider bleibt die grundsätzliche Kritik an der Politik der forcierten Masseneinwanderung, unabhängig vom Thema »Islam«, noch immer ohne entscheidende Resonanz, vor allem in den bedeutenden Medien. Zwar gewinnt die Islamkritik auch dort allmählich an Boden, aber von einer qualifizierten Debatte, die ja zugleich eine Debatte über die Grundlagen unserer eigenen Kultur sein müßte, ist man noch weit entfernt. Solche kritischen Positionen werden nur dort vertreten, wo auch die Akzeptanz der Islamkritik am weitesten fortgeschritten ist, also in der Sphäre einer rechtsalternativen Gegenöffentlichkeit, zu der ich neben der *Jungen Freiheit* Ihre Zeitschrift und vor allem diverse Netzforen zähle.

Sezession: In Ihrem Buch *Das Dschihad-System* thematisieren Sie die Verklammerung von Einwanderungs- und Islamisierungsdebatte. Sind Sie da ein Vordenker?

Kleine-Hartlage: Die Diskussion über das angemessene Verhältnis von Immigrations- und Islamkritik steckt noch in den Anfängen, verspricht allerdings spannend zu werden: Idealtypisch sind die beiden Extrempositionen die der liberalen Islamkritik auf der einen Seite – Masseneinwanderung sei unproblematisch, solange keine Muslime einwandern – und die der Nur-Immigrationskritik auf der anderen, die die Islamisierung gar nicht als eigenständiges Problem sieht, sondern, wenn überhaupt, als vernachlässigenswerten Unterpunkt einer allgemeinen Überfremdungsproblematik.

Ich halte beide Positionen für gleichermaßen naiv: Es stimmt schon, daß Masseneinwanderung, auch wenn sie nicht muslimisch ist, auf die Dauer die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft auflöst – das muß man der liberalen Islamkritik entgegenhalten. Es ist aber – und das geht an die Adresse der Nur-Immigrationskritiker – ein großer Unterschied, ob man etwas in Wasser auflöst oder in Salzsäure. Der Islam ist die Salzsäure.

Sezession: Damit meinen Sie die Aggressivität, die in der missionarischen Aufladung des Politischen liegt und zu Heiligem Krieg und Terrorismus führen kann und geführt hat?

Kleine-Hartlage: Das meine ich zwar *auch*, aber ich halte es für falsch, Islamkritik auf die Themen »Islamismus« und »Terrorismus« einzugrenzen. Islamisten, erst recht Terroristen, sind radikale Minderheiten innerhalb der islamischen Gemeinschaft. Es gäbe diese Minderheiten aber nicht, wenn sie nicht in der islamischen Gesellschaft über einen mächtigen Resonanzkörper verfügten. Die Idee, daß der Islam eine allumfassende Lebensordnung ist, die auch in der Politik, im Recht, im Familienleben unmittelbar zu verwirklichen ist, wurde von den Islamisten weder erfunden noch zurechtgebogen, sondern gehört zu den Grundlagen des Islam.

Sezession: Sind diese Grundlagen nach zwanzig Jahren in Köln oder Berlin nicht verwässert?

Kleine-Hartlage: Man macht sich im Allgemeinen zu wenig klar, wie grundlegend sich das islamische Wertesystem vom abendländischen unterscheidet: Der Islam ächtet nicht die Gewalt, er regelt sie. Er geht nicht von der Gleichheit aller Menschen vor Gott aus, sondern von der Minderwertigkeit der Ungläubigen. Er erkennt keine Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten im Verhältnis zwischen Muslimen und Nichtmuslimen an – die »Ungläubigen« sind von vornherein im Unrecht. Entsprechend definiert er die islamische Gemeinschaft als primären Bezugspunkt sozialer Solidarität – unter Abgrenzung von den Ungläubigen. Und er macht die Konsolidierung und Ausbreitung des Islam als eines Gesellschaftssystems zum Letztmaßstab für Gut und Böse. Wer ein solches Wertesystem von Kindesbeinen an verinnerlicht hat, braucht nicht einmal besonders fromm zu sein, um sich so zu verhalten, wie dieses System es fordert. Integration im Sinne von Assimilation wird ihm wenig attraktiv erscheinen: Gerade weil Muslime aus Gemeinschaften kommen, die auf hohe kollektive Durchsetzungsfähigkeit angelegt sind, haben sie ein feines Gespür für die Auflösungs- und Degenerationserscheinungen unserer Gesellschaft.

Der Islam, die Religionsfreiheit …

von Erik Lehnert

Daß sich der Islam in Deutschland in den bekannten Ausmaßen festsetzen konnte, hat vor allem mit der Situation zu tun, die er hier vorfindet. Der deutsche Sozialstaat macht den Nachzug von Familienangehörigen attraktiv; der deutsche Schuldstolz verhindert das Einfordern von Anpassungsleistungen, die normalerweise von Einwanderern erwartet werden; Illusionen über die multikulturelle Gesellschaft verschleiern den Blick auf die Realität.

In seiner neuen Studie *Grenzen der Religionsfreiheit am Beispiel des Islam* (Berlin: Dunkker & Humblot 2010. 140 S., 18 Euro) fügt Karl Albrecht Schachtschneider, der vor allem mit seinen Verfassungsklagen in Bezug auf den Euro Bekanntheit erlangte, noch einen weiteren Punkt hinzu. Das Bundesverfassungsgericht kommt demnach dem Islam in unzulässiger Weise entgegen, indem es den Begriff der Religionsfreiheit zu weit ausdehnt. Die Ursache dafür sieht Schachtschneider in der mangelnden Neutralität des Staates: »Ein einstmals kirchenfreundlich gemeinter weiter religiöser Grundrechtsschutz, der keine tragfähige Grundlage im Grundgesetz hat, schadet dem Gemeinwesen, weil er die Gemeinwohlverwirklichung behindert.«

Im Gegensatz zu vielen anderen Konservativen, die mit einer Stärkung des christlichen Einflusses auf die Politik den Staat gegen den Islam immun machen wollen, sieht Schachtschneider im Christentum vor allem ein kulturelles Moment, das es zwar zu bewahren gelte, ohne daß daraus ein normativer Anspruch abzuleiten wäre. Der religiös und weltanschaulich neutrale Staat habe Vorrang vor jeder Religion. Eine Bevorzugung der Religion widerspreche dem Gleichheitsgrundsatz, da eine solche Sonderbehandlung zu Privilegien führe, die es im säkularen Staat nicht geben dürfe.

Schachtschneider kritisiert die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts scharf, weil es die Religionsfreiheit als grundgesetzlich geschützte Religionsausübung interpretiere. Das jedoch, so Schachtschneider, gebe das Grundgesetz nicht her. Geschützt sei darin lediglich die Freiheit des Bekenntnisses und nicht die Ausübung. Gesetzwidriges könne nicht über den Umweg erlaubt sein, daß man es als Religionsausübung praktiziere. Verbote, die sich auf den Minarettbau, den Ruf des Muezzins oder bestimmte Kleidungsstücke beziehen, stellten demnach keinen Eingriff in die Religionsfreiheit dar, weil das Bekenntnis davon unberührt bleibe.

Den Grund für die falsche Auslegung der Religionsfreiheit sieht Schachtschneider in einem liberalistischen Freiheitsbegriff, der Freiheit als »Recht zur freien Willkür« mißverstehe. Dabei sei unter Freiheit immer Sittlichkeit und praktische Vernunft als innere Freiheit zu verstehen, die Moralität und damit Selbstzwang voraussetze. Doch statt Moralität herrsche ein Moralismus, der »besondere Interessen« verbindlich zu machen versuche. Diese »sanfte Despotie« wolle auch »das deutsche Volk zu einer volklosen Bevölkerung« machen und der Ideologie des Moralismus unterwerfen.

Eine wichtige Frage bleibt dabei unbeantwortet: Wie kann es gelingen, die Sittlichkeit gegen diese Verfallserscheinungen zu bewahren und zu tradieren? Schachtschneider weiß zwar um die Herkunft des Kategorischen Imperativs (und damit der gültigen Formulierung des Selbstzwangs) aus dem christlichen Liebesgebot, betont aber zugleich: »Sittlichkeit und Moralität hängen nicht vom Glauben an einen Gott ab.« Hinzuzufügen wäre, daß dieser Glaube weder die Sittlichkeit verhindern muß, noch daß Ungläubige sittlicher wären als Gläubige. Schachtschneider weiß, daß der freie Diskurs keine außerrationalen Argumente und Letztbegründungen verträgt, denn dann wäre er zuende. Deshalb steht für ihn fest, daß nur eine »hinreichende aufklärerische Homogenität« der Bevölkerung die Freiheit garantieren könne. Ob es diese Homogenität jemals gab? In jedem Fall hat der Fundamentalismus erst wieder durch den Islam ein Gesicht und eine Stimme bekommen. Der Verfall der Sittlichkeit ist ihm jedoch nicht anzulasten, auch wenn der Islam gerade davon profitiert. Schachtschneiders Gutachten zeigt uns daher vor allem, wie unsicher die eigenen Fundamente geworden sind, wenn noch nicht einmal die Rechtsprechung willens ist, dem Islam Grenzen zu setzen.

… und ein paar Fragen dazu

ein Gespräch mit Karl Albrecht Schachtschneider

Sezession: Sehr geehrter Herr Professor Schachtschneider, in Ihrer Schrift *Grenzen der Religionsfreiheit am Beispiel des Islam* kommen Sie zu dem Schluß, daß der Islam keine grundgesetzlich geschützte Religion sei. Welche grundsätzlichen Unterschiede gibt es zwischen Christentum und Islam?

Schachtschneider: Ich habe dargelegt, daß der Islam nicht durch Art. 4 Abs. 2 GG, die Gewährleistung der ungestörten Religionsausübung geschützt ist. Die Muslime können sich auf die Freiheit des Glaubens und die des Bekenntnisses berufen. Diese Grundrechte des Art. 4 Abs. 1 GG geben aber keine Rechte zum äußeren Handeln, sondern nur Rechte zu inneren Vorstellungen. Die Grundrechte müssen genau unterschieden werden. Der Islam ist eine politische Religion, die ihre religiöse Rechtsordnung, die Scharia, durchsetzen will. Das Christentum ist demgegenüber nachhaltig säkularisiert. Es trennt das Religiöse vom Politischen, das Jenseits vom Diesseits, die Kirche vom Staat. Nur eine solche Religion kann den Schutz durch das Grundgesetz beanspruchen. Das ist die Logik des Religionspluralismus. Die Säkularisation ist die größte Kulturleistung Europas. Kein Bürger darf in einer Republik, die demokratisch sein muß, das Wort Gottes über die Gesetzgebung und die Gesetze stellen, und keiner darf versuchen, durch Mehrheitsentscheidung das Gemeinwesen zu einem Gottesstaat zu machen. Das mißachtet die Grenzen der Religionsgrundrechte. Es kann kein Widerstandsrecht aller Deutschen gegen jeden, der unsere Verfassungsordnung zu beseitigen trachtet, und zugleich ein Grundrecht geben, dies zu unternehmen. Der Islam würde sein Wesen als Lebens- und Rechtsordnung aufgeben, wenn er sich säkularisieren wollte oder sollte.

Sezession: Sind die westlichen Demokratisierungsversuche im Irak oder Afghanistan zum Scheitern verurteilt, weil eine muslimische Mehrheitsbevölkerung besteht?

Schachtschneider: Ja, der Islam ist seinem Wesen nach nicht demokratiefähig. Die islamische Religion ist eine Ordnung, die alles Handeln bestimmt. Deren uralten Gesetze gelten als von Allah herabgesandt. Der Koran und die koranische Tradition sind mit einer freiheitlichen demokratischen Ordnung, dem Kern unserer Verfassung, schlechterdings unvereinbar. Gottes Gesetze stehen nicht zur Disposition der Politik. Die Machthaber haben die Willen Gottes, was immer das sei, zu verwirklichen. Dafür ist jeder Muslim verantwortlich. Darum ist er zum Dschihad verpflichtet. Der Islam wird von der Umma, der weltweiten Gemeinschaft aller Muslime, verantwortet. Es gibt immer wieder vorsichtige Säkularisierungsansätze, gerade von Muslimen bei uns in der westlichen Welt. Aber diese Versuche sind gegenüber den machtvollen Verteidigern und Förderern des Islam chancenlos.

Sezession: Die Türkei arbeitet auf einen EU-Beitritt hin und müßte dazu eigene Institutionen, die bislang den Laizismus garantieren, demokratisieren, etwa den Nationalen Sicherheitsrat. Was wäre die Folge?

Schachtschneider: Das würde die Islamisierung der Türkei wesentlich fördern. Im September des vorigen Jahres ist durch ein Verfassungsreferendum bereits die Unabhängigkeit des Verfassungsgerichts von der AKP, der islamisch orientierten Regierungspartei, durch ein neues Besetzungsverfahren erheblich geschwächt worden. Dieses Gericht war eine weitere Stütze des Laizismus.

Sezession: Das Grundgesetz gibt, wie Sie sagen, jedem Deutschen das Recht zum Widerstand gegen diejenigen, welche die freiheitlich demokratische Grundordnung beseitigen wollen. Ist der Bundespräsident ein Verfassungsfeind, wenn er den Islam als Teil Deutschlands bezeichnet?

Schachtschneider: So weit würde ich nicht gehen. Aber er verkennt die Rechtslage gründlich, sicher, weil er über diese, obwohl selbst Jurist, schlecht unterrichtet ist. Er hat sich damit als ungeeignet für sein Amt erwiesen; denn er ist verpflichtet, das Grundgesetz zu wahren und zu verteidigen. Nur weil viele Muslime in Deutschland leben, gehört deren Religion nicht schon zu Deutschland, zumal diese unserer Verfassungsordnung widerspricht.

Setzen Sie auf die Frauen!

Ein Gespräch mit Karima Dahab

Sezession: **Frau Dahab, Sie sind in Deutschland geboren, Ihre Eltern stammen aus Marokko. Sie selbst sind sechsundzwanzig und studieren in Augsburg. Was machen Ihre Geschwister? Ist Ihre Familie ganz und gar in Deutschland angekommen?**

Karima Dahab: Ich zähle mal auf: Meine älteste Schwester heiratete, nachdem sie ihr Mathematik-Studium abbrach und eine Lehre zur Schneiderin machte, einen Verwandten aus Marokko, aus dieser Ehe sind bisher zwei Kinder hervorgegangen. Sie ist nun Hausfrau und Mutter. Eine andere Schwester studiert Medizin in München. Die dritte Schwester besucht die Oberstufe. Mein ältester Bruder brach sein BWL-Studium ab, machte eine Lehre als Kaufmann und heiratete eine Marokkanerin. Die beiden haben drei Kinder. Der zweite Bruder machte eine Lehre zum Automechaniker, ist verheiratet und hat noch keine Kinder. Der dritte Bruder besucht die Oberstufe.

Ich bin nicht der Meinung, daß meine Familie in Deutschland angekommen ist. Meine Eltern lehnen jede Form der Integration, die über die simple Einhaltung der deutschen Gesetzgebung hinausgeht, ab. Zudem spricht nur mein Vater ein recht gutes Deutsch, während meine Mutter kaum Deutsch spricht, auch nicht nach über dreißig Jahren. Sie ist zudem Analphabetin, was die Sache zusätzlich erschwert.

Bei den Schwestern, die eine akademische Laufbahn anstreben, scheint es, als seien sie in Deutschland angekommen, doch das islamische Weltbild nimmt immer noch eine entscheidende Bedeutung in ihrer Lebensgestaltung ein, auch wenn sie keinen Schleier tragen und nach außen hin angepaßt erscheinen. Meine Brüder teilen die Religiosität und das politische Weltbild meines Vaters, welches sich gegen alle westlichen Systeme, einschließlich Deutschland, richtet und geprägt ist von einem starken Antisemitismus.

Sezession: **Und Sie selbst? Sind Sie auch in der Schwebe?**

Karima Dahab: Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, daß ich ganz und gar in Deutschland angekommen bin. Bei meiner Lebensgestaltung orientiere ich mich nicht an marokkanischen Traditionen, auch nicht an der islamischen Religion, sondern an deutschen Normen und Werten. Diese entnehme ich unserem Grundgesetz, dem Christentum, der Geschichte, der Philosophie, der Literatur, und ich finde sie auch bei vorbildlichen deutschen Menschen in meinem Umfeld.

Aber, noch einmal grundsätzlich: Was heißt »in Deutschland ankommen«? Woran wird das gemessen und wer mißt? Es besteht in jedem Falle eine Erwartung zur Anpassung seitens der Deutschen, und bei Ihnen, den Rechten, fordert man sogar Assimilation, nicht wahr? Da bleibt mir nur zu sagen: Ganz egal, wie sehr ich versuche und willens bin, mich deutschen Normen und Werten identisch zu machen: eine Differenz wird immer bestehen bleiben.

Sezession: **Auch Assimilation läßt Raum für einen spezifischen Rest, auch das deutsche Volk ist schillernd in seiner Unterschiedlichkeit. Aber weiter: Sie sagen im Prinzip, daß gläubige Moslems nicht assimilationsfähig seien. Ist das so?**

Karima Dahab: Sie können bei den Muslimen in Deutschland die Laien von den Gemäßigten und diese wiederum von den fundamentalen Muslimen unterscheiden. Die Assimilation eines fundamentalen Islams in ein Staatensystem, das dem auf Koran und Sunnah gründenden Gottesstaat widerspricht, ist vollkommen ausgeschlossen. Des Weiteren dürfen Muslime nach islamischer Gesetzgebung nicht in einem von Ungläubigen regierten Staat leben. Es gelten dabei nur zwei Ausnahmen; entweder man befindet sich aus beruflichen Gründen auf einer Art der Durchreise, oder aber man verfolgt missionarische Zwecke. Daraus schließe ich: Je gläubiger ein Moslem ist, desto weniger assimilations*willig* ist er, und je assimilationswilliger ein Moslem ist, desto weniger gläubig ist er. Im zweiten Falle sprächen wir nämlich von einem Moslem, der bereit wäre, seinen Glauben und damit Gott in Frage zu stellen und letztlich ein Ungläubiger zu werden. Denn: »Jede Veränderung führt in die Irre und jeder Irrweg führt in die Hölle«, heißt es in einem Hadith des Propheten und Gesandten Mohammed.

Die Unterscheidung gemäßigter von fundamentalen Muslimen halte ich für unzureichend, sie läßt außer Acht, daß der »Durchschnittsmoslem« nicht bloß nach seinem Glauben, sondern ebenso nach seiner Kultur und Tradition lebt, und bereits hier beginnen die Unvereinbarkeiten. Die deutsche Leitkultur findet keinerlei Wertschätzung, wie sollte sie auch? Sogar die Deutschen selbst gehen mit ihren Traditionen sehr lässig um. Und so verzichten viele islamische Familien auf den Kindergartenbesuch, lassen das Kind lieber an einer Koran- und Arabisch-Schule unterrichten oder unterrichten es zu Hause. Es kennt keine christlichen Feiertage, geht nicht auf Klassenfahrten, hat keinen Schwimmunterricht, keinen Religionsunterricht, keinen Philosophieunterricht, es gibt weder Gesang, noch Kunst – man ist wirklich nicht da, nicht angekommen.

Ich selbst bin nicht mehr gläubig. Man ist im Islam vor Gott ausgetreten, wenn man drei Tage lang das Gebet vorsätzlich unterläßt. Mein letztes Gebet verrichtete ich vor etwa zwei Jahren. Ich halte das für eine Grundvoraussetzung für ein glaubwürdiges Ja zu Deutschland.

Sezession: Mit Verlaub, Frau Dahab, da sind wir verschieden – mein Ja zum derzeitigen Deutschland hat Risse, und zwar dort, wo Sie davon sprachen, daß die deutsche Leitkultur keinerlei Wertschätzung erfahre …

Karima Dahab: Vielleicht verstehen Sie sich dann ganz gut mit meinen Brüdern. Sie würden nie Deutsche sein wollen. Sie sind stolz Marokkaner zu sein, obwohl ihre Eltern dieses erbärmliche Land verließen, weil sie sich nichts von ihm erhofften. Meine Brüder verbinden mit Deutsch-Sein vor allem männliche Schwäche und intellektuelles Gehabe. Sie halten sich selbst jedoch für angepaßt, denn sie führen mittlerweile – nachdem einer von ihnen, nicht alle, zuvor ein Kleinkrimineller war – ein geordnetes Leben. Sie gehen zur Schule, üben ihren Beruf aus und gründen Familien. Sie leben in jeder Hinsicht ein vorgezeichnetes Leben. Im Grunde vertreten sie das klassisch-islamische Weltbild, welches die gesamte Weltgeschichte als einen Dualismus zwischen der einzig wahren Religion, dem Islam, und dem allgemeinen Unglauben versteht. An Deutschland schätzen sie nur und insbesondere die Sozialstaatlichkeit. Mein Vater sagte einst, daß diesem Land nur noch der wahre Glaube fehle.

Sezession: Ihre Schwestern nun …

Karima Dahab: Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen. Es ist wirklich nicht schwer zu erraten, warum die Frauen in unserer Familie und Sippe fleißiger und erfolgreicher sind. In Kulturen wie unserer tragen die Frauen sämtliche Lasten und die ganze Verantwortung. Sie unterliegen einem strengen Überwachungssystem, welches beim Vater, dem Familienoberhaupt beginnt, sich bei den Onkeln, Brüdern, Cousins, Ehemännern und sogar den eigenen Söhnen fortsetzt. Die Frauen tragen leider dazu bei, daß sich dieses System erhält, indem sie sich den Anordnungen unterwerfen und jegliche Form der Schande abwenden wollen – obwohl vieles gar nicht schändlich, sondern in Deutschland selbstverständlich ist.

Jede Frau, die diesen Kreislauf durchbrechen will, durchschaut das Ganze und findet sich in Deutschland in einer vorteilhaften Situation. Die Schulpflicht garantiert ihr ein abwechslungsreiches, die Selbstentfaltung förderndes Umfeld. Sie erkennt recht schnell, daß Bildung der einzige Weg zur Selbstversorgung und Selbstbestimmung ist. Ganz wichtig ist auch die freiheitlich-demokratische Grundordnung Deutschlands. Sie ermöglicht staatsrechtlichen Druck, dem eine fundamental-islamische Familie nicht standhalten kann. Ich hoffe sehr, das bleibt auch so!



Sezession: Aber sehen Sie denn die Auflösung aller Dinge nicht, die aus der völligen Preisgabe der Traditionen und Korsettstangen herrührt? Wir Deutsche haben doch glaubensstarken, traditionsbewußten Männern wie Ihren Brüdern nicht viel anzubieten oder entgegenzusetzen.

Karima Dahab: Wenn das wahr ist, haben sich die Deutschen ihren Untergang verdient. Ich spreche auch nicht von einer völligen Preisgabe jeglicher Ordnung, sondern von Strukturen die nicht repressiv sind, sondern das Individuum schützen. Wenn ich mir vorstelle, welches Leben ich in Marokko vor mir gehabt hätte und welches ich nun leben kann, dann kommen mir Ihre Probleme wie Luxusprobleme vor. Ehrlich, ich kann nur sagen: Setzen Sie auf die Frauen.

Sezession: Auf die Frauen setzen, bedeutete: Familien vor Zerreißproben zu stellen. Oder sind Sie noch ein gerngesehener Teil Ihrer Familie?

Karima Dahab: Ja, so ist es. Man muß sich entscheiden: Für oder gegen den Glauben, für oder gegen die Familie. Und nein, ich bin kein gerngesehener Teil meiner Familie mehr. Ich werde immer unbeliebter.

Die Welt der Konvertiten

von Undine Rathenow

Wer als mündiger Bürger die Absicht hat, zum Christentum überzutreten, wird – zusätzlich zu bürokratischen Notwendigkeiten – im Fall der evangelischen Kirche mindestens ein Taufgespräch führen. Bei der katholischen wie der orthodoxen Kirche ist eine längere Zeit des Katechumenats vorgesehen: Die Aufnahme des Konvertiten oder Täuflings erfolgt durch sakramentale Handlung vor der Gemeinde. Das Judentum, grundsätzlich keine Mission vorsehend, macht es Konversionswilligen schwerer. Wartezeiten und Prüfungen über Jahre sind keine Seltenheit, mancher wird trotz eindringlich bekundeter Verbundenheit mit dem Volk Israels und der mosaischen Religion vom Rabbi abgewiesen.

Die Konversion zum Islam hingegen ist in jeder Hinsicht einfach. Wer Unterstützung benötigt, findet sie auf der grellen, im Stil einer Media-Markt-Werbung dekorierten Seite des deutsch-islamischen Fundamentalisten Pierre Vogel, www.pierrevogel.co: »Sie brauchen bloß folgende Worte mit der Absicht aussprechen, den Islam annehmen zu wollen: Aschhadu en lah illaha il-Allah Wa Aschhadu anna Muhammadan Rasulu Allah.« Heißt: «Ich bezeuge, daß kein Gott da ist außer Allah! Und ich bezeuge, daß Muhammad sein Prophet ist.« Per Handy ist Pierre oder jemand aus seinem »Team« laufend erreichbar. Dem Konversionswilligen kann dann bei der Aussprache der arabischen Worte geholfen werden. Der Übertritt wird auf einem seiteninternen Videokanal dokumentiert (25.1.2011): »Maria nimmt den Islam an!« wurde binnen zweier Tage rund 3000 Mal angeklickt.

Das Beispiel des ehemaligen Meisterboxers Vogel, der vor 10 Jahren neben dem Islam auch den Slang der *Kanakspraak* angenommen hat und Kontakte zur terroristischer Umtriebe verdächtigten »Sauerlandgruppe« hatte, läßt viele Außenstehende glauben, daß bei deutschen Islamkonvertiten die Sehnsucht nach einer männlich-strengen, kämpferischen Weltanschauung und einer »gelebten Ordnung« im Vordergrund stehe.

Der charismatische 32jährige Marktplatz-Missionar Vogel und viele islamische Netzseiten werben dagegen mit dem Argument der Masse: Kommen auch Sie zur am schnellsten wachsenden Religion der Welt! Die »Alternavite Nachrichten«-Seite (Rechtschreibung wie bei Vogel im Original) www.souleye.de.tl. verkündet: »Schon sehr viele Menschen haben erkannt, daß der Islam die Wahrheit ist. Jedes Jahr Konvertieren 40 000 Deutsche zum Islam, Tendenz steigend.« Belastbare Statistiken zu Übertritten zum Islam gibt es aber nicht, seriöse Schätzungen (etwa des 1927 gegründeten Zentralinstitut Islam-Archiv in Soest) gehen allerdings davon aus, daß die Zahl der Konversionen innerhalb Deutschlands seit einigen Jahren ansteigt. Bis etwa 2004 seien es jährlich weniger als 1000 gewesen, heute über 10 000. Nach einer Befragung von 2005 hatten rund eine Million Muslime den deutschem Paß, nur 15 000 waren deutschstämmig. Der häufigste Grund für eine Konversion ist die Heirat mit einem Moslem oder einer Muslima.

Ob Übertritte zum Islam aus dem Christentum oder einer zuvor bestehenden religiösen Indifferenz heraus stattfinden, läßt sich schwer feststellen. Für die Konvertitin Kristiane Bakker, die ab 1989 zum »deutschen Gesicht« des Musiksenders MTV avancierte, später Bravo TV moderierte und 1995 zum Islam übertrat – mittlerweile ist sie von ihrem marokkanischen Ehemann geschieden – spricht der Islam deutlich »die Sprache des Christentums«, ergänze sie aber (*Der Islam als Weg des Herzens: Warum ich Muslima bin*, München: Ullstein 2010. 432 S., 9.95 €). Backer, die ihr »Kopftuch nur vor dem Herzen« trägt, sagt, Klarheit und Logik des Islam sowie die Ästhetik der islamischen Kultur hätten sie überzeugt. Sie betont freiheitliche Aspekte des Koran mit entwaffnender Naivität: Der Islam habe als einzige Religion für die Abschaffung der Sklaverei plädiert und den Frauen bereits im 7. Jahrhundert die Gleichberechtigung gebracht, anders als im Christentum werde Sexualität zwischen Gatten auch ohne Zeugungsabsichten als segensreich angesehen. Wie alle Konvertiten beharrt Backer darauf, daß Unterdrückung und Terrorismus kein Element des islamischen Glaubens seien, sondern auf kulturellen Bedingtheiten gründeten.

Feindbild als Spiegelbild.

Viele Personen und Bewegungen, die das Feindbild Muslim eint, übersehen in ihrem Zorn, daß es sich bei näherer Betrachtung um ein häßliches Spiegelbild handelt. Aus ihm blickt uns die eigene Schwäche entgegen – die Tatsache, daß die westlichen Demokratien demographisch, demokratisch, kulturell, moralisch und ökonomisch von der Vergangenheit zehren und auf Kosten der Zukunft leben. Wer an die Wurzel der tatsächlichen Probleme greifen will, muß sich wie der Autor mit dem hausgemachten Sozialismus, einem gescheiterten Wohlfahrtsstaat und falscher Einwanderungspolitik beschäftigen, statt sich an religiösen Symbolen zu vergreifen und damit nebenbei noch die letzten eigenen Werte preiszugeben.

Ein mutiges, notwendiges und politisch in jeder Weise unkorrektes Buch, das die vielfältigen Einzelprobleme in ihrer Verflechtung differenziert, gedankenscharf und urteilssicher auslotet.

André F. Lichtschlag:
Feindbild Muslim.
Schauplätze verfehlter Einwanderungs- und Sozialpolitik.
64 Seiten, 10,3 x 15,3 cm, Leinen.
ISBN **978-3-937801-61-2** **€ 7,80**



www.manuscriptum.de

Christenverfolgung

von Felix Menzel

Wie viele Christen weltweit verfolgt werden, kann man nur schätzen. Am größten sind die Einschränkungen der Religionsfreiheit in islamischen Ländern. Dramatisch ist die Lage im Nahen Osten, vor allem im Irak: Dort lebten unter dem zwar diktatorischen, jedoch konsequent säkularen Regime Saddam Husseins rund 1,2 Millionen Christen. Ihre Zahl ist aufgrund eines beispiellosen Exodus auf derzeit rund 300 000 gesunken.

Open Doors, ein Hilfswerk für verfolgte Christen (www.opendoors-de.org), erstellt Jahr für Jahr einen Weltverfolgungsindex. Für 2011 stehen auf den ersten zehn Plätzen acht Staaten, in denen der Islam die Religion der Mehrheitsbevölkerung ist. Die Beeinträchtigungen reichen vom Verbot, eine Bibel zu besitzen, über Festnahmen und Todesstrafen für Konvertiten bis hin zu systematischen Folterungen und Morden. Auf Platz eins des Index steht jedoch das nichtislamische, sondern atheistisch-kommunistische Nordkorea. Es folgen der Iran, Afghanistan, Saudi-Arabien und Somalia. Ebenfalls auf der Liste der 50 gefährlichsten Länder für Christen taucht die Türkei auf (Platz 30). Ihr wird vorgeworfen, daß sie christlichen Kirchen keine Rechtsgeschäfte, etwa den Erwerb neuer Grundstücke, erlaubt und ausländischen Christen häufig eine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung verweigert.

Das Christentum ist mit rund 2,2 Milliarden Gläubigen die weltweit größte Religionsgemeinschaft (Moslems: rund 1,4 Milliarden) und gleichzeitig die am stärksten verfolgte Gruppe. Der Umgang der Hilfsorganisationen mit der Tatsache ist in zweifacher Hinsicht erstaunlich: Während etwa Amnesty International nach dem jüngsten Anschlag auf koptische Christen in Ägypten davor warnte, die Christenverfolgung als Phänomen überzubewerten, bemüht sich Open Doors in geradezu panischer Vorsicht darum, nicht islamkritisch zu wirken. So wurde die Bitte unserer Zeitschrift um Abdruckgenehmigung für eine Graphik abgelehnt. Die Pressestelle von Open Doors begründete dies in einem Telefongespräch damit, daß man für die Attentäter beten und keinesfalls im Islam den Hintergrund für Christenverfolgungen suchen wolle, und zwar auch dann nicht, wenn der eigene Weltverfolgungsindex diesen Zusammenhang mehr als nahelege. Vielmehr gehe es um den Dialog und eine entwaffnende Friedfertigkeit. Man könne sich beim Blick auf die *Sezession* nicht sicher sein, daß auch dort diese Linie vertreten würde.

Chronik markanter Fälle 2010

Ägypten – 6. Januar

Sechs christliche Kopten und ein Wachmann kommen bei einer Schießerei nach einer Weihnachtsmesse ums Leben. Drei Muslime hatten wahllos auf die Besucher der Messe geschossen, nachdem diese die St.-Johannes-Kirche in Nag Hammadi verließen. Trotz vorheriger Warnungen lehnte die Polizei den verstärkten Schutz der Kirche ab. Einer der mutmaßlichen Täter, Mohammed Ahmed Hussein, soll bereits vorher Verbrechen begangen haben. Er wurde jedoch nicht verhaftet, weil er in Kontakt zu einflußreichen Mitgliedern der Regierungspartei steht.

Nigeria – 7. März

Das Gebiet um die Hauptstadt Jos des zentralnigerianischen Bundesstaates Plateau ist immer wieder Schauplatz blutiger Angriffe von Muslimen auf Christen. In der Nacht des 7. März greifen Hunderte Muslime die drei Dörfer Dogo Nahawa, Zot und Rastat an, in denen hauptsächlich christliche Berom wohnen. Laut Berichten wurden unter »Allahu Akbar«-Rufen (»Allah ist größer«) binnen weniger Stunden mehr als 500 Christen getötet – darunter auch Schwangere und Kinder. Die Gegend um Jos ist die Schnittstelle des islamischen Nordens und christlichen

Südens Nigerias. Regelmäßig kommt es hier zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit Hunderten Toten. Bereits im Januar 2010 und November 2008 hatte es größere Gewaltwellen gegeben. Gegenüber der *Tagesschau* erklärte Corinne Dufka von der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch zu diesen Massakern: »Nicht ein einziger, der damals getötet oder Gewalttaten verübt hat, wurde zur Verantwortung gezogen. Wir sind der festen Überzeugung, daß die Straflosigkeit diesen Teufelskreis der Gewalt hervorbringt.«

Nordkorea – Mitte Mai
23 Christen versammeln sich in einer Hausgemeinde in Kuwal-dong (Provinz Pyongan) zu einem Gottesdienst. Die Polizei entdeckt ihn und bringt die Gruppe in das Arbeitslager Nr. 15 in Yodok (Kwan-li-so). Die drei mutmaßlichen Leiter der Gruppe werden sofort zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Hilfsorganisation Open Doors schätzt, daß in Nordkorea von den 400 000 Christen etwa 70 000 in Arbeitslagern einsitzen und zum Teil gefoltert werden. Nordkorea belegt 2011 zum neunten Mal in Folge Platz eins im Weltverfolgungsindex von Open Doors.



Nach Schätzungen werden weltweit über 100 Millionen Christen aufgrund ihres Glaubens verfolgt. Quelle www.schreibfreiheit.eu

Pakistan – 21. Juni
Muslime ermorden eine Frau und ihre vier Kinder. Der zurückgebliebene Familienvater Jamshed Masih, ein Polizeioffizier, war zuvor in die islamische Provinz Punjab versetzt worden. Der geistliche Führer dieser Provinz, Maulana Mahfooz Khan, wollte ihn dort nicht dulden. Er soll gesagt haben: »In dieser Kolonie hat noch niemals ein Nicht-Muslim wohnen dürfen. Wir wollen in unserem Ort keinen Abschaum.« Zu dem Mord an der Familie Masih kommt es, als der Sohn in einem Geschäft die Frage nach seiner Religion wahrheitsgemäß beantwortet. Daraufhin macht sich ein Mob aus der Nachbarschaft, der von Khan angeführt wird, auf den Weg zum Haus der Familie Masih und tötet sie. Der Vater, Jamshed Masih, und die Polizei kommen zu spät und können die Gewalttat nicht mehr verhindern. Zu einer Anzeige gegen Khan wegen Mordes kommt es nicht. Die örtlichen Behörden weigern sich, diese aufzunehmen.

Irak – 31. Oktober
Der Al Qaida nahestehende Terroristen besetzen die syrisch-katholische Sajjidat-al-Nadscha-Kirche in Bagdad und nehmen Geiseln. Als die Polizei eintrifft, zünden die Attentäter ihre Sprengstoffgürtel und reißen 58 Menschen mit in den Tod. Weitere 60 Menschen werden verletzt.

Im Irak verüben immer wieder fundamentalistische Muslime Anschläge auf Christen. Open Doors zufolge kam es 2010 zu mindestens 90 Morden. Im Mai sterben bei einem Attentat auf einen Bus drei christliche Studenten, 180 werden verletzt. In der zweiten Februarwoche finden in der nordirakischen Stadt Mosul systematische Hinrichtungen von Christen statt. Über vier Tage wird jeweils einer erschossen.

Mittlerweile leben im Irak nur noch etwas mehr als 300 000 Christen. 1991 waren es noch mehr als doppelt so viele. Im Weltverfolgungsindex belegt der Irak Platz 8 (Vorjahr: 17).

Nigeria – 24. Dezember
Am Heiligen Abend detonieren Bomben in Jos, in Maiduguri werden Kirchen mit Handfeuerwaffen angegriffen. 38 Christen kommen ums Leben. Ein Augenzeuge berichtet der Nachrichtenagentur Reuters: »Hier brennen Häuser, und verletzte blutüberströmte Menschen werden von Freunden und Angehörigen ins Krankenhaus geschleppt.« Zu den Anschlägen und Angriffen bekennt sich eine bisher unbekannte »Gruppe der Anhänger der Sunna für Mission und Dschihad«. In Maiduguri sind seit August somit mehr als 50 Christen Opfer religiös motivierter Angriffe geworden.

Die Anschläge vom Heiligen Abend lösen Unruhen aus, bei denen rund 50 Christen und Moslems ums Leben kommen. Die Zahl der Opfer auf beiden Seiten erhöht sich für das Jahr 2010 damit auf rund 500.

Ägypten – 31. Dezember/1. Januar 2011
Das Jahr endet für die Kopten, wie es begonnen hat: 20 Minuten nach Mitternacht detoniert vor der christlichen Saints Church in Alexandria eine Autobombe. 21 Menschen sterben, mehr als 40 werden verletzt. Der ägyptische Staatspräsident Muhammad Husni Mubarak betont unmittelbar nach dem Anschlag auf die christlichen Kopten, daß dieser die Handschrift ausländischer Täter trage. In der Folge brechen in Alexandria Unruhen aus, die von aufgebrachten Kopten getragen werden.

Sarrazin lesen

Sarrazin. Eine deutsche Debatte, München: Piper 2010. 240 S., 10 €
Sarrazin lesen. Sonderheft Sezession, Schnellroda 2010. 52 S., 10 €
hier&jetzt, Ausgabe 16, Dresden 2010. 114 S., 7.50 €
Zur Sache Sarrazin, Berlin: LIT 2010. 220 S., 19.90 €

Vor fünf Monaten hat Thilo Sarrazin mit seinem Bestseller *Deutschland schafft sich ab* eine Debatte über die Zukunft unseres Landes und – auf einer grundsätzlichen Ebene – über die Meinungsfreiheit ausgelöst. Diese Doppeldiskussion verhilft seither rechtskonservativen Wirklichkeitsbeschreibungen (Deutschenfeindlichkeit, Inkompatibilität bestimmter Ausländergruppen, Ungleichheit der Menschen usf.) zu öffentlicher Wahrnehmung.
Sarrazin hätte aber auch unter die Räder kommen können. Wer den Meinungskampf in den Medien nachvollziehen will, kann zu der Artikelsammlung *Sarrazin. Eine deutsche Debatte* greifen und darin – neben vielen unwichtigen Texten – die beiden *FAZ*-Beiträge von Frank Schirrmacher studieren. Sie lehren den Opportunismus mächtiger Journalisten und die Kunst des Sprunges ans rettende Ufer. Denn als Sarrazin nach seiner Äußerung über das »Juden-Gen« kurz vor dem Abschuß stand, wollte Schirrmacher staatstragend vollstrecken. Er faßte alles Denunziatorische in einem vernichtenden Beitrag zusammen – und mußte danach feststellen, daß er aufs falsche Pferd gesetzt hatte: Wissenschaftler, jüdische Intellektuelle, Leserbriefschreiber und zigtausende Buchkäufer sprangen Sarrazin zur Seite, bestätigten seine Fakten und trugen die Entrüstung über den Umgang mit ihm ins Internet. Schirrmacher reagierte knapp drei Wochen später, griff Merkel direkt an und setzte sich an die Spitze eines Kampfes um die Meinungsfreiheit: »Der Journalismus ist nicht dafür da, an den Rufmord grenzende Prozesse zu munitionieren …«. Was für eine Volte!
Der besprochene Band dokumentiert auch die Beiträge Berthold Kohlers zur Debatte. Im Gegensatz zu seinem Herausgeber-Kollegen Schirrmacher trat er von Anfang an mit eindeutigen Stellungnahmen an die Seite Sarrazins.
Dieser Kampf um die Deutungshoheit im Innern der *FAZ* ist ein Thema des Beitrags »Öffentliche, veröffentlichte, quasiöffentliche Meinung«, den Karlheinz Weißmann für das Sonderheft *Sarrazin lesen* unserer Zeitschrift verfaßt hat. Es erschien im Oktober vergangenen Jahres als erste ernstzunehmende Sekundärliteratur zu Sarrazins Buch und dokumentiert unter anderem in einer ausführlichen Chronik, auf welche Weise höchstrangige Politiker zunächst an der Verhinderung der Debatten um Sarrazin arbeiteten.
Mit ihrer Dezember-Ausgabe hat die Zeitschrift *hier&jetzt* auf gutem Niveau nachgezogen. Die intellektuellen Nationalisten um den NPD-Landtagsabgeordneten Arne Schimmer weisen auf einen interessanten Berührungspunkt hin: Sarrazin hat beim Thema Vererbung und IQ-Entwicklung Argumente und Untersuchungen des Intelligenzforschers Volkmar Weiss zitiert. Weiss wiederum referierte auf Vorschlag der NPD im sächsischen Landtag als Sachverständiger zum Thema »Deutsche Zukunft oder Volkstod« (Juli 2005). Dieser Text ist in *hier&jetzt* dokumentiert sowie durch ein Gespräch mit Weiss ergänzt. Klug und recht schonungslos im Blick auf die Volksromantik der eigenen Partei ist außerdem der Beitrag von Thorsten Thomsen. Er unterzieht die Thesen und Vorschläge Sarrazins einer genauen »Prüfung von rechts«, erteilt einem nationalen Sozialismus ohne Leistungsgrundierung eine Absage und kommt zu dem Schluß, daß die Rechte »sarrazinistischer« werden müsse. Dieser Analyse gegenüber bleibt der sozialistische Nationalist Jürgen Schwab geradezu langweilig, der – wie immer – den Arbeitsmarkt abschaffen will und Sarrazin als »Oberschichtenpatrioten« markiert.
Empfehlenswert ist dann noch *Zur Sache Sarrazin*, das wissenschaftliche Beiträge versammelt. Hingewiesen sei auf die Analyse des Mainzer Kommunikationswissenschaftlers Hans Mathias Kepplinger, der die Skandalisierung Sarrazins und ihr Scheitern beispielhaft aufschlüsselt und das Zusammenspiel von Politik und Medien nicht nur als eine Art Gesetzmäßigkeit darstellt, sondern zu einer Gefahr für die Meinungsfreiheit erklärt. Eine wie stets materialistische Analyse der Unattraktivität Deutschlands im globalen Anwerbewettbewerb akademischer Spitzenkräfte stammt aus der Feder Gunnar Heinsohns und ist ebenso deprimierend wie der grundsätzliche Abschied vom Abendland, den Walter Laqueur in Anlehnung an sein Buch über *Die letzten Tage von Europa* noch einmal ausspricht.
Interessant an *Zur Sache Sarrazin* ist nicht zuletzt der Herausgeber Jürgen Bellers. Er hat zeitgleich ein schmales Bändchen mit dem schlichten Titel *Konservativ!* zusammengestellt: Heft 1 der *Schriften des Faches Internationale Politik an der Universität Siegen*. Diese neue Reihe möchte »aufzeigen, daß das, was als sozial-liberale Kultur-Hegemonie gilt, nicht das einzige sein kann und auch längst nicht mehr ist«, und beschäftigt sich folgerichtig auch mit der *Sezession* – zwar ein bißchen ängstlich noch, aber doch gründlich.

Götz Kubitschek

Politische Theologie

Christine Schirrmacher: *Islamismus. Wenn Religion zur Politik wird*, Holzgerlingen: Hänssler 2010 (Hänssler kurz und bündig). 96 S., 7.95 €

Christine Schirrmacher ist der kleinen Gruppe deutscher Islamwissenschaftler zuzurechnen, die Zugang zu den Medien hat, aber nicht zu den regelmäßig Gefragten, in Talkshows Präsenten, auf allen Podien Mitwirkenden gehört. Das hat seinen Grund, und der liegt in der besonderen Art und Weise, in der sie Fachkompetenz und Stellungnahme verknüpft. Die Deutlichkeit ihrer Voten hat mehrfach dazu geführt, daß islamische Vertreter ihre Beteiligung verhinderten; das gilt auch für die »Islam-Konferenz« des Innenministeriums. Da man ihr schwerlich Ahnungslosigkeit nachsagen konnte, verwies man stets auf ihre deutlich christliche Position – Christine Schirrmacher hat einen Lehrstuhl an der Evangelischen Theologischen Fakultät der Universität Leuven (Belgien) – und ihre Tätigkeit als Leiterin des »Instituts für Islamfragen« der Evangelischen Allianz, einer Organisation evangelikaler Ausrichtung mit erkennbarer Distanz zum kirchlichen *mainstream*.
Es hat diese Form partieller Ausgrenzung Christine Schirrmacher bisher nicht dazu gebracht, zurückzuweichen, was auch an ihrer letzten Veröffentlichung zum Thema »Islamismus« zu erkennen ist.
Wer aufgrund des beschränkten Umfangs und des Versprechens, man sei in zwei Stunden hinreichend informiert, Vorbehalte haben sollte, sieht sich angenehm enttäuscht. Man wird ausgesprochen umfassend und kompetent unterrichtet.
Frau Schirrmacher versteht unter Islamismus ausdrücklich nicht nur den »Jihadismus«, also eine Lehre, die die kriegerische Ausbreitung des Islam verlangt, sondern jede Richtung des Islam, die den Islam als alternativlose religiöse und politische Ordnung betrachtet, das heißt die religiöse ausdrücklich als politische Frage behandelt, sich dazu unmittelbar auf das Vorbild Mohammeds und den Koran beruft und spätere Traditionsbildungen oder Lehrsätze als Verfälschungen zurückweist. Auffallend ist, daß sich unter den Stiftern und Führern des Islamismus sehr wenige Theologen befinden. Regelmäßig handelt es sich um Laien, die davon ausgehen, daß sie in der Lektüre des Koran unmittelbaren Zugang zu Wort und Absicht Allahs haben. Es macht dieser »protestantische« Zug im Islamismus viel von seiner Anziehungskraft aus, die gerade nicht auf die verarmten, ungebildeten Massen Afrikas und des Nahen Ostens beschränkt ist, sondern auch die Mittelklasse erfaßt, die sich von dem erstarrten Lehrgebäuden des traditionellen Islam kaum angesprochen fühlt, und jene Kinder der ersten Einwanderergeneration in Europa, die nach etwas suchen, das ihre Entwurzelung heilen könnte.



Wenn Christine Schirrmacher deshalb betont, daß der Islamismus seine Ziele vielfach nicht durch Terrorismus oder Partisanenkampf, sondern mittels Lobbyarbeit und äußerlicher Anpassung an die Gegebenheiten der modernen Zivilisation zu erreichen sucht, so bleibt doch der Sachverhalt unbestritten, daß sein »fundamentalistischer« Zug fast zwangsläufig dahin führt, die Anwendung von Gewalt zu legitimieren: »Mit der Berufung auf das Vorbild Muhammads und dessen Nachahmung in religiöser, gesellschaftlicher und politischer Hinsicht bereitet der Islamismus der Gewaltausübung ideologisch den Boden, da diese ganzheitliche Nachahmung auch die koranischen Berichte über die Kriegszüge Muhammads gegen seine Feinde mit einschließt.«
Das charakteristische Nebeneinander von Tarnung und Militanz zeigt Frau Schirrmacher beispielhaft an der islamistischen Urorganisation, der Muslimbruderschaft. Diese Gruppe entstand in den zwanziger Jahren zuerst in Ägypten aus unscheinbaren Anfängen. Gegen die konservative Herrschaftsstruktur des Landes wie die mächtige Tendenz eines säkularen Nationalismus schien sie keine Chance auf Durchsetzung ihrer Ziele zu haben. Aber die Bruderschaft überstand Unterdrückung und Verfolgung, gewann zunehmend an Einfluß und erreichte nach dem Zweiten Weltkrieg die weitgehende Islamisierung der ägyptischen Staatsordnung, die sich heute – anders als in der europäisch geprägten ersten Phase der Unabhängigkeit – an der Scharia orientiert und gleichzeitig eine islamische Durchsetzung des Apparates wie der administrativen Praxis duldet.
Daß all das ohne einen Umsturz zu erreichen war und der Islamismus auch in jenen Ländern auf dem Vormarsch ist, die weit entfernt bleiben von einer »Islamischen Revolution« nach iranischem Vorbild, hält Christine Schirrmacher für das eigentliche Menetekel. Und die Unterschätzung der dahinterstehenden Gefahr erscheint ihr als Bedrohung Europas, denn es gehe nicht um einzelne Anschläge, auch nicht um Fragen des Moscheebaus oder der Vereinbarkeit islamischer Normen mit westlichen »Werten«, sondern um eine bestimmte Form grundsätzlicher »Erkenntnisverweigerung« angesichts der Zunahme und der Entwicklung des muslimischen Bevölkerungsanteils.
Die Deutlichkeit, mit der sie diese Problematik herausstellt, steht in einem gewissen Gegensatz zu dem vorsichtigen Optimismus im Hinblick auf deren Lösbarkeit. Dieser Teil ihrer Ausführungen ist nicht der stärkste. Allerdings gehören politische Konzepte, die hier gefordert sind, auch nicht in den Aufgabenbereich einer Wissenschaftlerin.

Karlheinz Weißmann

Dem Islam die Leviten gelesen

Hamed Abdel-Samad: *Der Untergang der islamischen Welt*, München: Droemer 2010. 240 S., 18 €

Der Titel des Buches ist kein Zufall. In der Tat hat sich der gebürtige Ägypter Hamed Abdel-Samad von Spenglers *Untergang des Abendlandes* inspirieren lassen. Als junger Student, der deutschen Sprache noch nicht wirklich mächtig, hat er sich erstmalig durch Spenglers düstere Schrift gequält. Damals habe er eine diffuse Verachtung für sein Gastland gehegt und sich an der deutschen »Selbstzerfleischung« gelabt. Die Spengler-Lektüre, gerade weil sie ihm die Augen öffnete für ähnliche Zustände in der islamischen Welt, habe ihn in seiner Abscheu vor der deutschen noch bestärkt. Zehn Jahre später, nach gründlichem Studium all jener »Schandflecken des Westens« – wie Abdel-Samad heute mit selbstironischer Distanz schreibt – las er Spengler erneut »und versuchte dabei Spenglers Rat zu folgen, dem Untergang der eigenen Kultur ›gefaßt in die Augen zu schauen‹«. Der Islam sei am Ende, konstatiert der 39jährige. Was andere als Erstarken der muslimischen Welt ansehen, sind für ihn Rückzugsgefechte. Er vergleicht das Aufbäumen orthodoxer und radikaler Muslime mit dem Versuch, ein Haus anzustreichen, das kurz vor dem Zusammenbruch stehe. Außer Zweifel steht dabei, daß der Zusammenbruch eines Hauses große Gefahren berge – und nicht nur für seine Bewohner. Die explosive Zusammensetzung der untergehenden islamischen Welt entstehe durch ein erstarrtes religiöses Denken einerseits und eine Jahr für Jahr stärker werdende Konsummentalität andererseits. Anders als dem – humanistisch gebildeten, aufgeklärten – Westen stünden dem Islam keinerlei *gesunde* Verteidigungsmechanismen gegen letzteres zur Verfügung, daher breiteten sich radikale Richtungen (namentlich durch Muslimbrüder und Wahabiten) in der gesamten islamischen Welt aus. Die oft gehörte Beschwichtigungsformel, »den Islam« gebe es doch gar nicht, hält der Politikwissenschaftler für ein wohlfeiles Scheinargument der »chronisch beleidigten« Islam-Lobby, die mit »verkrampften« linken Intellektuellen alles daransetze, im Westen eine Opferrolle gleich den Juden zugestanden zu bekommen. Abdel-Samad spricht von »Holocaustneid« und hält die jüdische Parallele insofern für fruchtbar, daß der Islam von der jüdischen Aufklärung lernen könne, wie eine isolierte gesellschaftliche Rolle zu überwinden und eine Verbürgerlichung zu erreichen sei. Ein solcher Weg sei für den Islam jedoch kaum gangbar. Der größte Teil der islamischen Staaten sei unfähig, politische und wirtschaftliche Probleme aus eigener Kraft zu lösen, auch zu den Sphären der Kunst und der Wissenschaft habe der zeitgenössische Islam nichts beizutragen, dem innerislamischen akademischen Dialog stellt Abdel-Hamad gar ein »katastrophales Zeugnis« aus. Auch die jüngsten Alphabetisierungsschübe trügen wenig aus, sie hätten zu einer gefährlichen Halbbildung und dadurch verstärkten Destabilisierung geführt. Aus dem Untergang der islamischen Welt, so die finstere Prognose des Mitglieds der deutschen Islamkonferenz, werde keine geistige Erneuerung hervorgehen, sondern eine gewaltige Völkerwanderung, die schwere Konflikte nach Europa tragen wird.

Ellen Kositza

Euro-Islam

Dietrich Reetz: *Islam in Europa: Religiöses Leben heute. Ein Portrait ausgewählter islamischer Gruppen und Institutionen*, Münster: Waxmann 2010. 248 S., 27.90 €

Man frage ein Dutzend Mitbürger nach Ausrichtung und Rolle des zeitgenössischen Christentums. Die Antworten werden reichen von »rückwärtsgewandt« bis »zeitgeistig okkupiert«, einige werden sagen, christliche Funktionäre säßen noch immer an gesellschaftlich relevanten Stellschrauben, andere, daß diese Religion an Wert und Bedeutung längst verloren hat. Von den glaubens- und mentalitätsmäßigen Unterschieden zwischen Katholiken, Protestanten, Freikirchlern und Orthodoxen ganz zu schweigen!
Das vorliegende Buch, das entgegen dem Titel kein »Portrait« sondern eine Vielzahl an Portraits islamischer Gruppen bereithält, reagiert auf zwei gängige Haltungen gegenüber den in Europa lebenden Muslimen: »Der Islam« als homogene Religion ist nämlich ebensowenig faßbar, wie der entgegengesetzten Tendenz innerhalb der Wissenschaft zugestimmt werden kann, die einen umfassenden Trend zur Säkularisierung und Individualisierung der Migranten behauptet. Insofern stellt das Buch eine gute, in großen Teilen strikt sachlich-objektive, keinesfalls aber grundsätzlich »islamkritische« Handreichung für interessierte Laien, Fachleute und Journalisten dar, die sich über die unterschiedlichen, teils widerstreitenden muslimischen Glaubensrichtungen und Lobbys informieren wollen.
Rund 15 Millionen Muslime leben in Europa, im Schnitt machen sie 3 Prozent der jeweiligen Bevölkerung aus, in Deutschland sind es – exakte Angaben fehlen für die meisten Länder – annähernd 5 Prozent.
Der erste Teil des Buches befaßt sich in drei Beiträgen mit den missionarischen Reformbewegungen Tablighi Jama'at (gegründet in den zwanziger Jahren in Indien, europäische Zentralen vor allem in Großbritannien, Frankreich und Spanien, hierzulande in Friedrichsdorf/NRW), den aus studentischen Milieus sich rekrutierenden Neo-Fundamentalisten der Da'wat-e Islami (1981 in Karatschi gegründet, verbreitet in Großbritannien und Griechenland) und den beiden Zweigen der Ahmadiyya (vor rund 100 Jahren gegründet), die von

großen Teilen der islamischen Welt nicht anerkannt werden, seit 1922 in Deutschland ansässig sind, theologischen Konservativismus mit politischer Liberalität verbinden und hierzulande rund 300 000 Anhänger haben. Bis in die siebziger Jahre dienten die Ahmadiyya mit ihrem offensiven Integrationswillen als offizielle Ansprechpartner für BRD-Instanzen. Ein weiteres Kapitel ist der umstrittenen Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs gewidmet, die als türkische Institution sowohl gegen den Laizismus in ihrer Heimat als auch gegen »westliche Dekadenz« antritt und die hier (mit Zentrale in Kerpen) etwa 300 000 Gemeindemitglieder vertritt, die sich zunächst aus einer urbanen Unterschicht rekrutierten. Milli Görüs, obgleich seit 1993 vom Verfassungsschutz beobachtet und im Heimatland mit einem Presseorgan (*Milli Gazete*) assoziiert, das seit einigen Jahren wegen antisemitischer Schmähungen hierzulande verboten ist, nimmt innerhalb Deutschlands vor allem durch seine alerte Rechtsabteilung enormen Einfluß. Konstatiert wird hier eine zunehmende »Verzivilgesellschaftung« der Organisation.
Stets mit einem Anhang – Selbstdarstellung, Kerndaten, Literatur und Netzadressen beinhaltend – werden zudem der von vielen Seiten als zwielichtig empfundenen Union des Organisations Islamiques de France sowie diversen islamischen Bildungsstätten in Europa Kapitel gewidmet. Insgesamt fallen neben dem Großteil der wissenschaftlich redlich verfaßten, hervorragend lesbaren Einzelkapitel einige Mängel auf: Auf schiitische Gruppierungen – keineswegs marginal! – wird überhaupt nicht eingegangen, zudem wirken zwei der insgesamt acht Beiträge zerfahren (zu islamischen Bildungseinrichtungen in Europa) oder mangelhaft fundiert (zu islamischen Schulen in Europa). Wir erfahren etwa Erstaunliches über die luxuriöse Madani High School in England mit einer Warteliste von 1000 Plätzen, aber nicht, in welchem Ort sie liegt. Der qualitativ bescheidene Bildteil in der Buchmitte weist »Leister« als Standort der ultramodernen Bildungsstätte aus – gemeint ist vermutlich Leicester. Unbefriedigend ist auch, wenn als Quellenangabe zu statistischem Material schlicht ausgewiesen wird, daß die Zahlen aus »einschlägiger Literatur« entnommen wurden – mangelhaft ist das vor allem dort, wo die dazu bereitliegenden Statistiken ganz erheblich schwanken. Zuletzt wäre eine (hier fehlende) Kurzvita der einzelnen Beiträger – wie es bei Sammelbänden üblich ist – hilfreich gewesen. Schließlich würde auch die Einschätzung eines Buches über christliche Gruppierungen davon beeinflußt, ob die Autoren Piusbrüder, Neukonvertiten oder Atheisten sind, ob sie als Laienkundler oder als staatlich bestallte Professoren forschen. Immerhin erfahren wir, daß das Buch bundesministeriell gefördert wurde – was freilich nicht allzuviel bedeutet.

Undine Rathenow

Archaischer Islam

René Girard: *Gewalt und Religion. Ursache oder Wirkung?* Hrsg. von Wolfgang Palaver, Berlin: Matthes & Seitz 2010. 103 S., 12.80 €

Der Name des französischen Literaturwissenschaftlers und Religionsphilosophen René Girard wurde einem größeren Publikum in Deutschland durch Botho Strauß bekannt, der sich im *Anschwellenden Bocksgesang* auf ihn bezog, in den Passagen über die Funktion des Sündenbocks in der Gesellschaft. Deren Zusammenhalt wird durch mimetische Energien gewährleistet, die sich ganz wesentlich um das Opfer zentrieren. Archaische Religionen sind frühe Systeme aus Verboten und Opferriten. Indem sie die Gewalt ritualisieren und verbrämen, eröffnen sie ihr ein Betätigungsfeld und hegen sie zugleich ein. Die Religion ist also nicht die Ursache der Gewalt, sondern ihre Folge.
Das Christentum unternimmt einen entschiedenen Paradigmenwechsel. In der Bibel erscheint die Tötung des Opfers nicht mehr als religiös gerechtfertigt, sondern als Erfüllung der Mordlust, von der der Mob ergriffen ist. Der Akzent wird auf die völlige Unschuld des Opfers gelegt. Es sei eine moderne westliche Qualität, sich der Unschuld des Opfers bewußt zu sein und zu versuchen, es zu vermeiden. Zumindest in der Theorie. Die Gewalt findet im Westen ihre Rechtfertigungen außerhalb der Religion – etwa in Ideologien –, ohne von ihr gezähmt zu werden. Der Islam befindet sich innerhalb dieses Modells im archaischen Stadium. Und die islamistische Gewalt? Ist sie religiös, ideologisch, politisch oder zu verstehen? Haben wir es mit einer neuartigen Synthese zu tun? Der hochbetagte Girard gibt nicht vor, auf alles eine Antwort parat zu haben. Seine Gedanken legt er in einem kurzen Aufsatz und zwei Gesprächen mit dem Wiener Theologen Wolfgang Palaver dar, der für das Buch auch ein zusammenfassendes Nachwort geschrieben hat.

Thorsten Hinz

Christliche Basis?

Andreas Püttmann: *Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands*, München: Gerth Medien 2010. 288 S., 17.95 €

Findet derzeit eine »Renaissance der Religion« statt oder ist der Boom insbesondere des Papstwahljahres 2005 als ein feuilletonistisches Strohfeuer einzustufen? Diese Frage ist aufgrund ihrer Allgemein-

heit schwer zu bejahen oder zu verneinen. Angesichts einer solchen diffusen Gegenwartssituation ist es erfreulich, daß mit Andreas Püttmann ein ausgewiesener Kenner der Religionssoziologie eine Veröffentlichung vorlegt, die Licht ins Dunkel bringt. Er kann zeigen, daß sich die schon vor Jahrzehnten beschriebenen Grundtendenzen in den letzten fünf Jahren unvermindert fortgesetzt haben. Die Flucht von den Sakramenten ist ebenso nachweisbar wie die Erosion des einst erheblichen christlichen Einflusses in den verschiedenen Bereichen der Kultur. Selbst Gemeindemitglieder mit fester Kirchenbindung unterliegen dem »Zwang zur Häresie« (Peter L. Berger).
Man kann die von Püttmann präsentierte Fülle an statistischem Material als Explikation der berühmten Böckenförde-Doktrin lesen, die gleichfalls den Nutzen von Glauben und christlicher Ethik für das Gemeinwesen verdeutlichen will.
Der CDU-nahe Publizist unterstreicht, wie praktizierende Christen deutlich stärker als der Durchschnitt der Bevölkerung Betrugsdelikte, Steuerhinterziehung, Schwarzfahrten und ähnliches ablehnen. Kinder zu haben, ist für Gläubige in der Regel selbstverständlicher als für die, die sich nicht dazu zählen. Bildung erwerben, in Not geratenen Menschen helfen, sich für die Familie einsetzen und noch vieles mehr an sozialen Tugenden ist für Menschen mit Glaubensüberzeugungen wichtiger als für andere Bevölkerungsgruppen.
Püttmann will sich vom katholischen Establishment, das er an wenigen Stellen deutlich kritisiert, nicht allzu weit entfernen. Das belegt seine unkritische Sichtweise der sogenannten »Homo-Ehe«, aber auch seine Distanzierung vom »Arbeitskreis engagierter Katholiken« innerhalb der CDU, der dem Linkstrend unter Merkel entgegenwirken will.
Dennoch ist die Studie eine unverzichtbare Hilfe, die »Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands« zu verstehen.

Felix Dirsch

Ersatzvolk

Ulrich Heilemann (Hrsg.): *Demographischer Wandel in Deutschland. Befunde und Reaktionen*, Berlin: Duncker & Humblot 2010. 186 S., 58 €

Seit einigen Jahren erst sind Fragen der Demographie aus dem rein akademischen Diskurs herausgetreten. Fest steht: Da die niedrige Geburtenzahl in Deutschland schon seit Jahrzehnten unter der notwendigen Reproduktionsquote von 2,1 Kindern pro Frau liegt und damit allein die Zahl potentieller Eltern schon rapide abgenommen hat, wird unser Volk zwangsläufig schrumpfen. Daran, daß sich die heutige Anzahl der in Deutschland lebenden 43jährigen im Jahre 2050 halbiert haben wird, ist bereits jetzt nicht mehr zu rütteln! Massenmedien und breite Öffentlichkeit begründen das a) mit fehlenden Krippenplätzen (und daher zurückgestelltem Kinderwunsch), b) mit der patriarchalen Vergangenheit kinderarmer Länder oder negieren c) die Problematik im Sinne von »Weniger ist mehr« (Ted Honderich). Wie hilfreich, da jenseits von Meinungsumfragen und politischen Wünschbarkeiten einmal die Wissenschaft zu Wort kommen zu lassen! Vorliegender Band beinhaltet Vorträge einer von der Wüstenrot-Stiftung mitorganisierten Tagung, die 2009 in Leipzig stattfand und zugleich den 70jährigen Doyen der Bevölkerungsökonomik, Adolf Wagner ehrte. Der zitiert hier eine Befürchtung aus Swifts *Gullivers Reisen* – gemeint ist »der Nachteil, als Fremder in seinem Vaterlande zu leben.« Wagner kritisiert im übrigen die Fokussierung der demographischen Debatte auf Arbeitsmarktseffekte – soziale und kulturelle Implikationen kämen regelmäßig zu kurz. Bedeutsam ist, daß aus datenrechtlichen Gründen schon heute in Statistiken – allein diesbezüglich ist der auf hohem akademischem Niveau argumentierende Band eine Fundgrube! – nicht mehr zwischen Deutschen mit oder ohne Migrationshintergrund unterschieden wird. Allen Ausländerquoten, die kursieren, müssen also »Paßdeutsche«, welcher Geburt auch immer, gegenübergestellt werden. Einzig für Hans Dietrich von Loeffelholz, leitender Wissenschaftler beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, stellt die absehbare Bevölkerungsentwicklung weniger ein Problem denn eine »Herausforderung« dar. Bekanntlich »schrumpft« es vornehmlich in den östlichen Bundesländern. Dort werden 2050 statt heute 16,6 Millionen »potentieller Erwerbspersonen« nur noch 4,5 Millionen leben. Die (Er)Lösung könnte in »kompensatorischer Migrationssteuerung« liegen. Seit 1998 sind hierhin nur 938 000 Ausländer gewandert, drei Fünftel davon übrigens nach Sachsen oder Berlin. Davon wiederum ist die Hälfte bereits nach Westdeutschland umgezogen – oder hat ihren Status als Ausländer aufgegeben. Für realistisch und wünschenswert hält Loeffelholz das mittelfristige Ziel, die Zahl der »potentiell erwerbstätigen« Ausländer in den östlichen Ländern zu verdoppeln.

Ellen Kositza

Pandoras verführerische Dämonen

Peter-André Alt: *Ästhetik des Bösen,* München: C.H. Beck 2010. 714 S., 34 €

Der 1960 geborene Literaturwissenschaftler Peter-André Alt, seit 2010 Präsident der Freien Universität Berlin, trat zuletzt mit einer zweibändigen Schiller-Biographie hervor. Nach der Welt des klassischen

Ideals, in der das Wahre, Gute und Schöne im theoretischen Einklang stehen, widmet sich Alt in *Ästhetik des Bösen* nun den entgegengesetzten geistigen Strömungen, wie sie ungefähr seit der Zäsur von 1789 in die europäische Kunst eingebrochen sind wie die Dämonen aus Pandoras Büchse. Der Aufstieg von Aufklärung und Moderne schaffte zwar die alten, abgegrenzten Höllen der Religion ab, öffnete aber die Tore zu bisher kaum geahnten, chaotisch ausufernden Abgründen im menschlichen Herzen selbst. Infolge dieses epochalen »Verlusts der Mitte« konnten seit der Romantik nun auch das Satanische, das Grausame, Morbide, Schreckliche und Perverse im Glanz des Verführerischen und Erhabenen gezeichnet werden. In der radikalen Grenzüberschreitung wurden oft auch jene sakralen Schauer gesucht, die der entzauberte Himmel des Christentums nicht mehr zu bieten vermochte. Hier wurde der Künstler selbst mitunter zum Medium für problematische Mächte. Für Gómez Dávila war etwa Goya noch Zeuge der Dämonen, Picasso aber bereits ihr Komplize. Andererseits forderte eine aus den Fugen geratene Welt (und in ihr ein ebenso aus den Fugen geratener Mensch) zwangsläufig eine Ästhetik heraus, die fähig war, ihre Extreme und Abgründe auszuhalten und widerzuspiegeln, vielleicht sogar zu exorzieren und zu kanalisieren. Dabei kann die Literatur im Gegensatz zur Philosophie die Dimensionen des Bösen in einem inneren »Theater der Emotionen« (Alt) erfahrbar machen, und damit auch unsere eigenen Gewißheiten über Gut und Böse erschüttern. Damit verschieben sich auch stetig die Grenzen dessen, was unter moralischen Gesichtspunkten als literaturwürdig akzeptiert wird; zuletzt drängten etwa Jonathan Littells *Wohlgesinnte* gegen die Tabuzonen des zeitgenössischen Grand Guignol, genannt »Holocaust«. All dies und vieles mehr ist Gegenstand der literarisch-philosophischen Untersuchung von Peter-André Alt, der sich offenbar vorgenommen hat, alles, aber auch wirklich alles zu diesem schier unausschöpflichen Thema zusammenzutragen. Der Bogen spannt sich von Sade, Kleist, Blake, Baudelaire, Lautréamont, Poe über Jünger, Malaparte, Kafka, Genet bis zu Baudrillard und Bret Easton Ellis. Für dieses Unterfangen sind materialreiche 700 Seiten und das Format eines Ziegelsteins gerade ausreichend genug. Alt ist ein würdiger Nachfolger von Mario Praz' Klassiker *Liebe, Tod und Teufel* (1930) gelungen – im Gegensatz zu Praz ist er allerdings ein durch und durch apollinischer Geist, der seinen Stoff mit nüchterner, zuweilen ermüdender Wohlüberlegtheit ausbreitet.

Martin Lichtmesz

Wider die Antirezeption Georges

Bruno Pieger, Bertram Schefold (Hrsg.): *Stefan George. Dichtung – Ethos – Staat. Denkbilder für ein geheimes europäisches Deutschland*, Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2010. 504 S., 34.90 €

In dichter Folge sind im vergangenen Jahrzehnt wichtige Sammelbände und Monographien erschienen, die das wieder auflebende Interesse an einer Auseinandersetzung mit Stefan George, seinem Werk und dem durch ihn hervorgerufenen Wirkungs- und Einflußkreis bezeugen. Größere mediale Aufmerksamkeit erfuhren Thomas Karlaufs problematische Biographie (2007) sowie jüngst Ulrich Raulffs Rezeptionsgeschichte (2010), brillant recherchiert und präsentiert, doch ebenfalls zum Widerspruch nötigend. Stärkere öffentliche Wirkung hätte demgegenüber das gedanklich weiterführende Buch des 2009 verstorbenen Hallenser Philosophen Manfred Riedel (*Geheimes Deutschland. Stefan George und die Brüder Stauffenberg*, 2006) verdient gehabt. Denn es befreit den jedem Einsichtigen und Wohlmeinenden offen zutage liegenden Zusammenhang zwischen Georges »Geheimem Deutschland« und dem 20. Juli 1944 endlich von dem Ruch, lediglich eine »legenda aurea« (Raulff) zu sein. Der vorliegende Band nun versammelt Beiträge einer Tagung, die durch Riedels Buch veranlaßt wurde und zu der er selbst zwei Beiträge beisteuerte.
Die 16 Aufsätze sind keine »Buchbindersynthese«, sondern repräsentieren ineinandergreifende Themenkreise: Interpretationen von Georges Dichtung; die geistesgeschichtlichen Bezüge, in denen diese steht, insbesondere Goethe, Mallarmé, Nietzsche; konkrete Personen, die dem »Kreis« angehörten sowie Rezeptionen Georges (Heidegger, Gadamer) bzw. »Antirezeptionen« (Karlauf). Voran steht ein informativer Einführungsbeitrag der Herausgeber, der die Wege des Geheimen Deutschland auch über Georges Tod hinaus verfolgt und zentrale Personen in den Blick nimmt (Wolfskehl, A. v. Stauffenberg und sein Epos *Der Tod des Meisters*). Wichtig ist, daß alle Aussagen stets von der Dichtung her und auf sie hin getroffen werden. Diese enge Bindung an das von George selbst Gesagte und dessen umsichtige und kontextualisierende Deutung zieht sich durch alle Beiträge und hebt den Band wohltuend ab von manchen Einseitigkeiten und Verzerrungen mit der Absicht zu dekonstruieren oder zu decouvrieren wie etwa bei Karlauf und Raulff. Nicht vordergründig Biographisches, sondern allein das im Dichterwort Erfahrbare birgt den Schlüssel, um das Phänomen George für unser Verständnis zu öffnen. Besonders erhellend ist diese Werknähe in den Beiträgen von Manfred Riedel (Zum Gedicht *Goethes letzte Nacht*

in Italien), Christophe Fricker (glänzende Deutung von *Geheimes Deutschland*) und Wolfgang Christian Schneider (subtile Analyse der antiken, platonischen Fundierung des Georgeschen Denkens vor allem im *Stern des Bundes*). Hervorzuheben ist auch die bei aller philologischen Strenge durchgängig antihistoristische Methodik. Jeder Beitrag demonstriert überzeugend: Sich der Dichtung Georges – wie dem Schönen überhaupt – zuzuwenden, bedeutet nicht nur die wissenschaftliche Erfassung eines toten Geistes zur Ablage im Archiv der Vergangenheit, sondern die persönliche Begegnung mit der Unbegreiflichkeit eines »Gebildes«, das Verwandlung, inneres Wachstum, Bildung fordert.

Michael Stahl

Kritik der Moderne

Eric Voegelin/Leo Strauss: *Glaube und Wissen. Der Briefwechsel zwischen Eric Voegelin und Leo Strauss von 1934 bis 1964*, München: Verlag W. Fink 2010. 208 S., 29.90 €

Eric Voegelin und Leo Strauss werden der sogenannten normativ-ontologischen Richtung der politischen Theorie zugerechnet. Bei genauerem Hinsehen wird auch in diesem Fall deutlich, daß eine solche Einordnung mittels weit ausholender Begrifflichkeit wenig hilfreich ist. Wenn es dazu eines Beweises bedurft hätte, dann lieferte ihn der kürzlich edierte Briefwechsel zwischen beiden. Die Modernekritiker verbindet, daß sie sich als Emigranten im angloamerikanischen Bereich orientieren mußten. Voegelin suchte nach Publikationsmöglichkeiten, um im amerikanischen Universitätsleben Fuß fassen zu können und wendete sich daher 1942 an Strauss, einen der Mitherausgeber der Zeitschrift *Social Research*. Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich eine rege Korrespondenz, die 1964 endete.

Zu Beginn des Briefwechsels überwiegt der Eindruck, die Gelehrten seien sich weitgehend einig. Voegelin wie auch Strauss lehnten als »Neoklassiker« Relativismus, Modernismus, Historismus und weberianische Wertfreiheit ab. Letztere war für Strauss so verwerflich, daß er sie in die Nähe der Rechtfertigung von Konzentrationslagern rückte. Angesichts der Sympathien für Platon verwundert es nicht, daß Voegelin in einem seiner Briefe die Einwände Poppers gegen den angeblichen Vater der »geschlossenen Gesellschaft« in schroffer Weise zurückweist.

Im Laufe des Briefwechsels treten indes die Unterschiede mehr und mehr hervor. Während Strauss die Spannung zwischen Religion und Philosophie hervorhebt, kann Voegelin die religiösen Implikationen der von ihm hervorgehobenen mystisch-spirituellen Erfahrungen vom »Seinsgrund« nicht verbergen.

In Anbetracht der neuen Aktualität, die beide Wissenschaftler besonders im letzten Jahrzehnt gewannen, ist die neueste Edition des Voegelin-Zentrums für Politik, Kultur und Religion an der Ludwig-Maximilians-Universität München ein Muß für all jene, die den Lebensweg der zu Weltruhm gelangten Geistesgrößen verfolgen wollen.

Felix Dirsch

Politische Theoriegeschichte

Henning Ottmann: *Geschichte des politischen Denkens, Bd 4: Das 20. Jahrhundert, Teilband 1: Der Totalitarismus und seine Überwindung*, Stuttgart/Weimar: Metzler Verlag 2010. 540 S., 19.95 €

Die auf insgesamt neun Bände angelegte *Geschichte des politischen Denkens* von Henning Ottmann ist eines der umfangreichsten gegenwärtigen Unternehmungen auf dem Gebiet der Geistes- und Sozialwissenschaften aus der Feder eines einzelnen. Die Reihe reicht vom antiken Mythos bis in die unmittelbare Gegenwart und informiert chronologisch über den Stand der Forschung aller wichtigen Abschnitte der politischen Philosophie. Das herkulische Unterfangen imponiert nicht nur deshalb, weil derartige Stoffmassen heute in der Regel nur noch im Teamwork bewältigt werden können. Das Musterbeispiel stupender Gelehrsamkeit übertrifft vergleichbare Projekte, die in den vergangenen Jahrzehnten in dieser Wissenschaftsdisziplin fertiggestellt wurde, an Stringenz, Lesbarkeit und Materialreichtum, etwa das fünfbändige *Handbuch der politischen Ideen* (Piper-Verlag) oder das in zehn Teilbänden ins Deutsche übersetzte Hauptwerk Eric Voegelins *Ordnung und Geschichte*. Mittlerweile ist Ottmann beim achten Band angelangt. Er thematisiert das äußerst vielfältige politische Denken in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Münchner Politikwissenschaftler stellt am Anfang die Dystopien dar, die eine düstere Zukunft perhorreszieren. Gleichfalls werden die Ansätze exzeptioneller einzelner Gelehrter dargestellt, etwa diejenigen Max Webers und Carl Schmitts. Des weiteren würdigt der Verfasser das Denken vor, während und nach der russischen Revolution 1917/18 sowie das kaum überschaubare Ideenkonglomerat der sogenannten »Konservativen Revolution«. Detailliert behandelt er die Themenkomplexe »Faschismus und Nationalsozialismus«, das politische Denken vor, während und nach der chinesischen Revolution von 1949 und abschließend die Leistungen und Grenzen der neoklassischen Philosophen (Voegelin, Strauss, Arendt). Voraussichtlich im Herbst 2012 wird das Meisterwerk abgeschlossen sein und der »Ottmann« einen kanonisierten Rang un-

ter den Standarddarstellungen der politischen Theoriegeschichte erhalten.

Felix Dirsch

Empirie gegen Kollektivschuld

Konrad Löw: *Deutsche Schuld 1933–1945? Die ignorierten Antworten der Zeitzeugen*, München: Olzog 2011. 464 S., 39.90 €

Mit seinem neuen Buch hat Konrad Löw sich offen zum Ziel gesetzt, den mythischen Bann der deutschen Kollektivschuld zu brechen. Aber freilich mahnt der revisionistisch gescholtene Autor nur fällige und wissenschaftlich belastbare Revisionen an. Dem chronifizierten antideutschen Vorurteil setzt Löw eine empirisch gesättigte Untersuchung über die Einstellung der damaligen Deutschen zum staatsoffiziellen Antisemitismus des Dritten Reiches entgegen.
Bereits die zu diesem Thema vorliegenden Arbeiten von Broszat, Bankier, Longerich u.a. boten ein zunehmend differenziertes Bild, obgleich das verwendete Quellenmaterial nicht immer erschöpfend und ergebnisoffen ausgewertet wurde. Löw hingegen hat sämtliche zugänglichen Quellen und Dokumente von Zeitzeugen gesichtet und pointiert zusammengestellt. Insbesondere die deutschen Juden, die in der bisherigen Forschung zumeist nur als stumme Opferstatisten auftraten, läßt Löw zu Wort kommen – und deren Urteil über die Deutschen fällt insgesamt weit positiver aus, als zu erwarten stand.
Daß die rassenantisemitische Staatspolitik vom größten Teil des deutschen Volkes nicht befürwortet, sondern selbst von einigen Nationalsozialisten abgelehnt wurde, geht im übrigen nicht nur aus zahlreichen Berichten jüdischer Zeitzeugen, sondern auch aus internen NS-Stimmungsberichten hervor. 1938 ließ Goebbels vermelden, »daß der Antisemitismus sich heute in Deutschland immer noch zu einem wesentlichen Teil auf die Partei beschränkt und daß immer noch eine gewisse Schicht in der Bevölkerung vorhanden ist, die nicht das geringste Verständnis dafür aufbringt.« Speer zufolge erzeugte diese Meldung im engsten Kreise des Führers »Verlegenheit. Hitler rührte stumm in seiner Suppe.«
Offensichtlich ist dieses Buch nicht ohne emotionale Beteiligung geschrieben: Angesichts eines auch die Geschichtswissenschaft korrumpierenden Gesinnungsmoralismus, der das Prinzip der Unschuldsvermutung notorisch zugunsten einer Kollektivbeschuldigung außer Kraft setzt, sobald »die Deutschen« unter Anklage stehen, übernimmt der Jurist Löw selbstbewußt die Rolle des Verteidigers und legt akribisch recherchiertes und überraschend reichhaltiges Entlastungsmaterial vor. Für eine wissenschaftliche Revision des bislang vor allem geschichtspolitisch geführten Prozesses plädieren in ihren Geleitworten auch Klaus von Dohnanyi und Alfred Grosser.

Siegfried Gerlich

Der deutsche Film als besetztes Gelände

Martin Lichtmesz: *Besetztes Gelände. Deutschland im Film nach ’45*, (*Kaplaken* 22) Schnellroda: Edition Antaios 2010. 96 S., 8.50 €

Im Januar 2010 war es zu einer filmtheoretischen Kontroverse zwischen Martin Lichtmesz und Stefan Hug, Autor des Buches *Hollywood greift an!*, gekommen. Hug hatte sich für die Verarbeitung deutscher Geschichtsmythen im heimischen Unterhaltungskino ausgesprochen. Epische Monumentalfilme sollten den antideutschen Klischees bei Spielberg und Co. entgegengesetzt werden. Lichtmesz wiederum hatte Hug vorgeworfen, zu wenig zwischen der Funktion von Film als Propagandainstrument und als Form künstlerischen Ausdrucks zu differenzieren. Nun hat Lichtmesz einen eigenen Band geschrieben, in dem er sich den Entwicklungen des deutschen Films nach 1945 widmet. Sein Fokus liegt auf dem nationalen Selbstverständnis, das sich hinter den relevanten Streifen mit historischer und gesellschaftskritischer Thematik verbirgt. Er erläutert dabei den Kunstcharakter der Filme, die stets weit mehr über das Empfinden ihrer Entstehungszeit als über die gezeigte Historie offenbarten. Anhand der filmtechnischen Mittel erkenne man stets eine »Projektionsfläche des ›Zeitgeistes‹«. Da das Medium Film aufgrund des hohen Kostenfaktors auf die Einbettung in ein gesellschaftliches Klima angewiesen ist, spiegeln sich in ihm politische Machtverhältnisse. Lichtmesz’ kundige Reise durch die Jahrzehnte führt von alliierten Erziehungsfilmen über frühe deutsche Versuche der Traumaverarbeitung, bis zum Heimat- und Landserfilm der 50er und 60er Jahre. Die Nazi-Figur im amerikanischen Kino kommt ebenso zur Sprache wie der forcierte Schuldkult seit den 70er Jahren. Aktuellen Banalisierungen und Relativierungen deutschen Leidens stellt Lichtmesz ein Plädoyer zu mehr künstlerischem Mut im Umgang mit der nationalen Geschichte entgegen.

Claus-M. Wolfschlag

Wo Zumutungen abprallen

Steffen Dietzsch: *Wandel der Welt. Gedankenexperimente*, Heidelberg: Manutius 2010. 335 S., 22 €.

Aufsatzsammlungen bergen die Gefahr, daß etwas zwischen Buchdeckel gepreßt wird, lediglich, weil die Texte vom selben Autor stammen. Die Gefahr ist auch bei Steffen Dietzsch, der als Philosoph in Berlin und Leipzig lehrt, nicht von der Hand zu weisen, weil die Gegenstände der Aufsätze recht unterschiedlich sind: Es geht nicht nur um den Deutschen Idealismus und seine Entdeckung, um Nietzsches Philosophie oder die Gebrü-

der Jünger, sondern auch um die Notwendigkeit des Vergessens und die organische Verlogenheit des Kommunismus. Doch Dietzschs Aufsätze sind keine Abhandlungen, die Philosophiegeschichte um ihrer selbst willen betreiben, sondern Texte, die sich für die Gegenwart interessieren und gleichsam vergessene Genealogien herausarbeiten wollen. Neben dieser Gegenwärtigkeit bildet die im guten Sinne aufklärerische Grundhaltung von Dietzsch eine zweite Klammer um die Texte. Aufklärung bedeutet eben auch, heutige Beschränkungen zu benennen und diese mit Hilfe des historischen Materials sichtbar zu machen. Die Einsicht in diese Zusammenhänge führt nicht notwendig dazu, daß der Mensch sie ändern kann. Er kann dem »Wandel der Welt« lediglich mit einer heiteren Gelassenheit gegenüberstehen, an der alle Zumutungen abprallen. Die Suche nach Zeugen für diese Haltung bildet die dritte Klammer für Dietzschs Texte. Daß er sie nicht nur bei Ernst Jünger findet, sondern auch bei Kant oder dem vergessenen Oscar Levy, macht Dietzschs Buch obendrein zu einer kurzweiligen Lektüre.

Erik Lehnert

Silberblick

Thorsten Schulte: *Silber – das bessere Gold*, Rottenburg: Kopp 2010. 249 S., 19.95 €

Der langjährig im Investmentbanking tätige Thorsten Schulte ist bekennender Anhänger der Anlageform Silber. Die Liebe zum weißen Edelmetall basiert indes nicht auf Vernarrtheit, Schulte belegt Prognosen zum »kommenden Silberboom« in seinem aktuellen Buch mit vielen Tabellen und historischen Verweisen. Er erläutert die Geschichte des Geldes und detailliert die Krise des gegenwärtigen Finanzsystems. Der Zusammenbruch der Papiergeldwährungen dürfte mit einer galoppierenden Inflation einhergehen, was unterschiedliche Möglichkeiten der Geldflucht abzuwägen zwingt. Hält Schulte Immobilien, das »Betongold«, hinsichtlich der Rendite für ineffektiv, so holen Aktien immer erst gegen Ende einer Inflation gegenüber den Edelmetallen auf. Zugleich muß mit Zwangszugriffen des Staates gerechnet werden. Schulte erwähnt die staatlichen Eingriffe in den Immobilienmarkt in Folge der deutschen Hyperinflation von 1922/23. Häuserpreise stürzten ein, Mietsteigerungen wurden gesetzlich verboten, es folgten Hauszinssteuer und Hypothekengewinnabgabe. Ähnlich das amerikanische Goldverbot von Roosevelt. US-Bürgern wurde von 1933 bis 1974 der Besitz von Gold unter Strafe gestellt. Diese Probleme ergeben sich bei Silberanlagen kaum, da das Edelmetall etwa für die wachsenden Industrien der Schwellenländer benötigt wird. Man findet Silber in Kleidung, Bestecken, Spiegeln, Batterien und Bildschirmen. Die Ressourcen sind begrenzt, Silber ist gegenüber Gold zudem stark unterbewertet. Die Krise wird, so Schulte, viele Vermögen vernichten, böte aber auch Chancen. Vor allem markiere sie ein Ende rein materialistischen Denkens und die Wiedergeburt konservativer Werte.

Claus-M. Wolfschlag

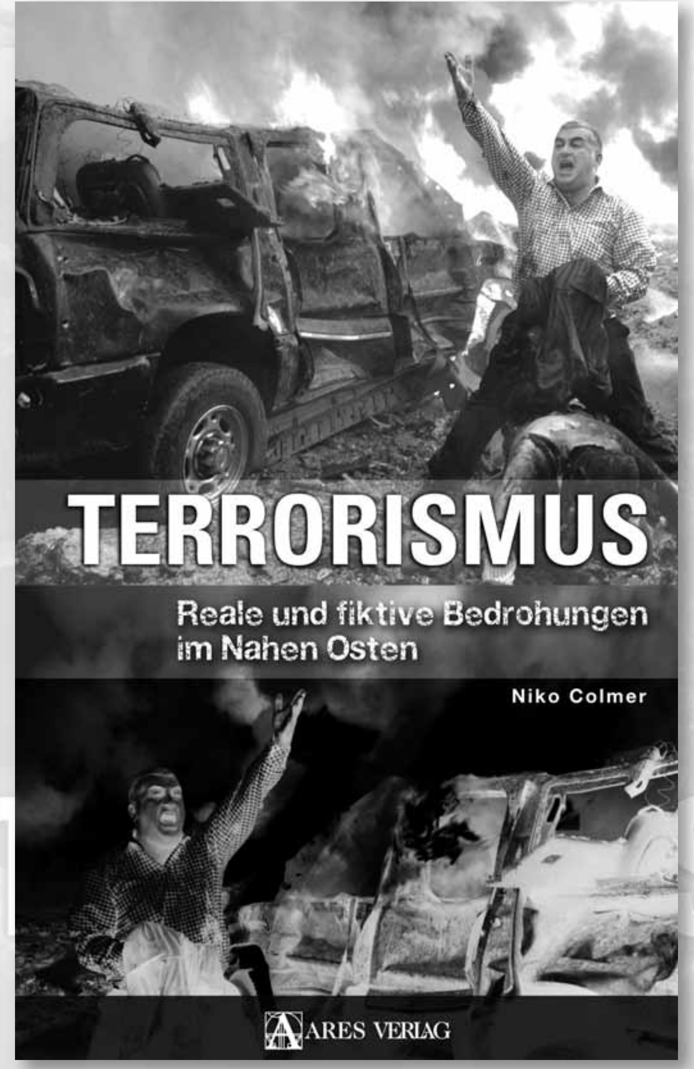
Biozentrische Utopie

Savitri Devi: *Angeklagt: Der Mensch. Anthropozentrische versus biozentrische Weltsicht*, Preetz: Regin Verlag 2010. 224 S., 18.95 €

Nicholas Goodrick-Clarke, der Verfasser der *Okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus*, läßt seine Savitri-Devi-Biographie *Hitler's Priestess* in der Warnung enden, die ökologische Bewegung mit ihrem biozentrischen Faible sei ein Einfallstor für antiliberales und irrationales Gedankengut der extremen Rechten. Stellt also der Ökologismus ein trojanisches Pferd des Faschismus dar? Fakt ist, daß die ökologische Bewegung von ihrem Anbeginn an von Personen und Standpunkten geprägt gewesen ist, die als konservativ bis radikal rechts eingestuft werden mögen, von der kaiserzeitlichen Lebensreform-Bewegung über die ersten »Grünen« (wie Herbert Gruhl) bis zur heutigen NPD, die ihren Standpunkt in die Formel »Umweltschutz ist Heimatschutz« gegossen hat. Die unverhohlen nationalsozialistische Philosophin Savitri Devi (1905–1982) fügt sich ebenfalls in diesen ideologischen Strauß. Zahlreiche ihrer Bücher enthalten neben Passagen, die Adolf Hitlers historische Sendung in affirmativster Weise preisen, Kapitel, die dem Natur- und Umweltschutz sowie dem Vegetarismus gewidmet sind. In ihrem Buch *Impeachment of Man* (1946 verfaßt, aber erst 1959 erschienen) hat Savitri Devi ihre biozentrische Weltanschauung als philosophisches Traktat formuliert. Die nun auf deutsch erschienene Streitschrift diskutiert die Entgegnungen von »Fleischfressern« auf die Argumente der Verfasserin durch. Ausgangspunkt ist ihre Dichotomie Anthropozentrismus versus Biozentrismus, also: Mensch kontra Leben. Die Aufdekkung, in welcher Weise sich der Mensch in den Mittelpunkt der Welt rückt, wie er Mythos und Religion egoistisch auf sich selbst ausrichtet, frappiert den Leser, und die bezwingende Logik der deontologischen Argumentation nötigt Respekt ab. Thema des Buches sind letztlich nicht primär Tierrechte oder Vegetarismus, sondern die Stellung des Menschen im Kosmos. Das somit auch politische Buch klingt in einer utopischen Schilderung einer »idealen Welt« aus, bei der wohl selbst hartgesottene Tierschützer einen – veganen – Kloß herunterwürgen müssen.

Sebastian Maaß

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN 978-3-902475-80-0
Niko Colmer
TERRORISMUS
Reale und fiktive Bedrohungen im Nahen Osten
184 Seiten, zahlr. Abbildungen, Hardcover
€ 19,90

Nicht erst seit 9/11 geht im Westen die Terrorangst um: Nach der letzten Studie des „Transatlantic Trends“ sehen 43 Prozent der Europäer im internationalen Terrorismus die größte Herausforderung, gefolgt von der Angst vor dem Klimawandel. Deutschland und Österreich befänden sich „im Zielspektrum“ islamischer Terroristen, wie führende Beamte der bundesdeutschen und österreichischen Verfassungsschutzämter bestätigen.
Der Autor ist als Journalist intimer Kenner der politischen Szene im Nahen Osten, den er regelmäßig bereist. Er arbeitet die historischen und politischen Hintergründe des „Terrorismus“ heraus, der dort seit den „Zeloten“ der biblischen Zeiten und den „Assassinen“ aus der Epoche der Kreuzfahrten bekannt ist. Dabei wird rasch deutlich, dass die vom Westen als „terroristisch“ eingestuften Bewegungen in ihren Zielsetzungen und Methoden unterschiedlicher nicht sein könnten, vergleicht man Organisationen wie Hisbollah, Hamas, Hizb ut-Tahrir und die ebenso obskure wie seltsam ungreifbare El Kaida. Aus diesem Grund existiert auch kein einheitliches Bedrohungsszenario, wie es der Begriff „Kampf gegen den Terror“ suggeriert. Die westliche Sichtweise verstellt den Blick auf die wahren Ursachen ebenso wie auf mögliche Lösungsstrategien.
Niko Colmer hat auf seinen Reisen auch zahlreiche Interviews mit führenden Repräsentanten verschiedener als terroristisch geltender Bewegungen führen können und vermittelt seine Erkenntnisse in spannende Reportagen verpackt. Dabei fragt er auch nach einer möglichen Mitschuld des „Westens“ an den Phänomenen des Terrors, denen er den Krieg erklärt hat.

Islam und NS

Als das Buch *A Mosque in Munich* des Pulitzer-Preisträgers Ian Johnson im vergangenen Jahr erschien, wurde es hierzulande als »hochrelevante historische Studie« gerühmt. Nun ist mit die *Die vierte Moschee. Nazis, CIA und der islamische Fundamentalismus* (Stuttgart 2011, 350 S., 22.95 €) das Buch zu einem vorgezogenen Termin auf deutsch erschienen – vom Verlag als »Faktenthriller« angeboten. Johnson war in einem Buchladen radikaler Islamisten auf eine Weltkarte gestoßen, die in ihren Ecken die vier wichtigsten Moscheen des Islam zeigte: Mekka, Jerusalem, Istanbul und – eine Moschee in München. Bei seinen Recherchen stieß der Journalist auf Dokumente, die auf Bemühungen der Nationalsozialisten hinweisen, Muslime aus den Randzonen der Sowjetunion als Überläufer zu gewinnen und für den Feldzug gegen Moskau einzuspannen. Von den 250 000 Muslimen, die in nationalsozialistischen Diensten kämpften, blieben tausend nach Kriegsende in Westdeutschland zurück. Sie waren in München – dem Mekka aller antibolschewistischen Bewegungen – besonders präsent. Johnson schreibt, daß 1957 das Vertriebenenministerium einen Usbeken mit dem Vorsitz der »Moscheebau-Kommission« betraute, der im Krieg als Imam eines muslimischen SS-Verbandes gedient hatte. Auch die CIA und andere Geheimdienste halfen, die Münchner Moschee als Bollwerk gegen den Kommunismus aufzubauen – mit Unterstützung der Muslimbruderschaft. In der »vierten Moschee«, so Johnson, sei der Westen letztlich zum Paten des 11. September 2001 geworden.

Ketzerbriefe

Das Bemühen, die politischen Kategorien links und rechts aufheben zu wollen, ist im Normalfall doch im genuin »rechten« Milieu beheimatet, bei Traditionalisten und diversen Parteiungen des sogenannten gesunden Menschenverstands. Die seit Mitte der achtziger Jahre erscheinenden *Ketzerbriefe – Flaschenpost für unangepaßte Gedanken* bilden insofern eine Ausnahme, da Fritz Erik Hoevels, der geistige Vater des sechsmal jährlich erscheinenden Heftes ein »alter Linker« ist. Das ehemalige SDS-Mitglied war Initiator der Marxistisch-Reichistischen Initiative, die zwischendurch als Rotes Forum firmierte und sich heute Bund gegen Anpassung nennt. Im Namen einer »Radikalaufklärung« setzt man sich mit Vorliebe zwischen sämtliche bereitgestellten Stühle. Von ihrer vehementen Kirchen- und Religionskritik haben die *Ketzerbriefe* nie abgelassen. Daneben ist man – in schneidendem Ton und mittels furioser Satzkaskaden – für zahlreiche Überraschungen gut, für Polemiken gegen das Verbot öffentlichen Zeigens von Hakenkreuzen etwa, für eine unkonventionelle Sichtweise auf die Aids-Problematik, für scharfen Antifeminismus sowieso. Berührungsängste jedwelcher Art jedenfalls kennen die »Ketzer« nicht. Die jüngste Ausgabe 164 eröffnet Hoevels mit einer Perspektive auf einen womöglich in Mode kommenden Antiislamismus. Sowohl die »schlapp gewordenen Christen«, der »sauaggressive Islam« als auch die Bundeszentrale für politische Bildung (»die wohl widerlichste Propagandainstitution zumindest der Alten Welt«) bekommen hier ihr Fett ab. Des weiteren wird (»Wie man einen Pappkameraden baut«) noch einmal die *Causa* Sarrazin beleuchtet: Um zu vermeiden, daß das Wahlvolk »wie zu den Anfangszeiten der Republikaner gegenüber den Kartellparteien illoyal wird und damit wenigstens ein bißchen mutiger und intelligenter, setzt man ihm einen Fake-Schönhuber vor: eben ›Sarrazin‹«. Äußerst lesenswert sind Hoevels' Anmerkungen zu den jährlichen Opern-Aufführungen in Wels, wo ein »noch nicht helotisiertes Publikum« regelmäßig in den Genuß von Wagner-Opern komme, die nicht dem »gleichschaltungsbedingten Verhunzungszwang« zum Opfer gefallen seien. Von einiger Aussagekraft mag auch der Hinweis im Impressum der Zeitschrift sein, daß Bestellungen innerhalb einer Woche beantwortet würden: »Nichtantwort beweist Nato-Postzensur. In diesem Fall Bestellung per Einschreiben wiederholen – Lektion für fdGO- und Zufallsgläubige, ein Nachhilfeunterricht zur Staatsbürgerkunde.« Ein Einzelheft kostet 4.50 € zuzüglich Versand, ein Zyklus von sechs Ausgaben 30.50 € inklusive Versandkosten. Bestellungen über www.ahriman.com oder 0761/50 23 03.



Wie war das noch mal mit Martin Hohmann?

Zehn Gremien haben sich mit der am 3. Oktober 2003 gehaltenen, angeblichen »Tätervolk«-Rede des damaligen CDU-Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann befaßt. Heute ist der »Fall Hohmann« und damit eines der schwärzesten Kapitel der CDU-Geschichte nahezu vergessen. Der mittlerweile verstorbene ehemalige ZDF-

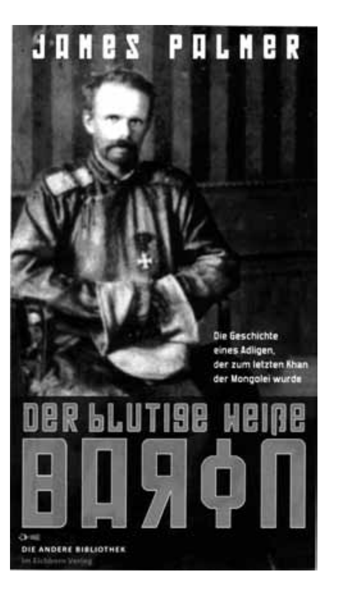
Redakteur Fritz Schenk, der damals mit großem Einsatz Hohmanns Rehabilitierung anstrebte, hat gemeinsam mit dem Juristen Friedrich Wilhelm Siebeke den Medien- und Rechtsskandal um Hohmann dokumentiert. In der nun bereits dritten, abermals ergänzten Auflage des Buches (*Der Fall Hohmann: Ein deutscher Dreyfus*, München: Universitas Verlag 2010. 320 S., 22 €) wird akribisch der gesamte »Tathergang« vom Originaltext der Hohmann-Rede – die erst Wochen später skandalisiert wurde – bis zum endgültigen Beschluß des Bundesgerichtshofs, der 2007 eine Revision gegen den Parteiausschluß Hohmanns für unzulässig erklärte, dargelegt. Der Inhalt der umfänglichen Akten mag allein für Juristen von Interesse sein. Inwiefern seinerzeit auch sogenannte Qualitätsmedien und »öffentliches Personal« gegen den braven CDU-Mann Stimmung machten, liest sich im komprimierten Rückblick erschreckend.

Segnungsteams uvm.

Seit 2008 veröffentlicht Lorenz Jäger, eine der dezidiert konservativen Federn des *FAZ*-Feuilletons, seine »Exerzitien« in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Diese philosophisch inspirierten Miniaturen über das Christentum in Kirche und Welt hat der fe-Medienverlag nun in einem Band zusammengefaßt (*Hauptsachen. Gedanken und Einsichten über den Glauben und die Kirche*, Kißlegg 2010. 272 S., 9.95 €). Mit milder, dennoch messerscharfer Polemik blickt Jäger auf die populäre »Kultur der Achtsamkeit« (Margot Käßmann), kirchliche »Segnungsteams« und jene geistige Ödnis, die zeitgenössische Geistliche bei »Entspannungstrainings« an »Lindenblütentee-Nachmittagen« nur notdürftig kaschieren. Aufs Ganze gesehen sind aber nicht Hohn und Häme die Energien, aus denen Jäger seine Betrachtungen speist. Wir lesen ernsthafte Überlegungen zu wohlwollenden, aber wenig zielführenden »christlich-jüdischen Dialogen«, vom Unterschied zwischen dem (katholisch geprägten) Schmerzensmann mit gebeugtem Haupt und dem gloriosen Weltherrscher der orthodoxen Kirche; von Sphärenklängen und gottloser Musik (zu Schostakowitsch: »wo seine Musik innig wird, ist er depressiv, wo er begeistert, ist er manisch«), vom »Rauschen der Sprache« und dem tieferen Sinn formelhafter Rede, von der »Unvernunft« der Opfergabe und darüber, warum es ganz in Ordnung geht, wenn die Tochter sich vom katholischen Religionsunterricht abmeldet: »Religiöse Erziehung ist zu wichtig, um sie den Pädagogen zu überlassen«. Womöglich spricht Ex-Maoist Jäger vor dem Hintergrund seiner eigenen Entwicklung, wenn er festhält: »Bastelreligionen mögen für manche lebensgeschichtliche Übergangsphase unvermeidlich sein, aber irgendwann begehrt auch der postmodernste Mensch einmal Schwarzbrot und nicht nur die dünnen, vielleicht gar moralisierenden Suppen der Zivilreligion.« Martin Mosebach, der ein Vorwort beigetragen hat, nennt Jägers Einlassungen »eine Stimme von außerhalb des katholischen Betriebs«, die deshalb reinigend und befreiend wirke, weil sie sich »dem Übermaß an Heillosigkeit und williger Unterwerfung unter die agnostische Zivilgesellschaft« entgegenstelle, die wir nach dem II. Vatikanischen Konzil »aus den Mündern der sichtbaren Kirche« hätten hören müssen.

125. Geburtstag Baron von Ungern-Sternberg

Er pries die Lehren Buddhas, seine Erkennungszeichen hingegen waren ein großes St.Georgs-Kreuz und ein Siegelring mit Hakenkreuz. Der Deutschbalte Nikolai Robert Maximilian Baron von Ungern-Sternberg wurde am 22. Januar 1886 in Graz geboren und wuchs in Reval auf. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er auf russischer Seite, ab 1916 unter General Wrangel. Der nannte den »schmutzigen, nachlässig gekleideten« Offizier, der mit seinen Kosaken auf dem Fußboden zu schlafen pflegte, einen »kantigen, durchdringenden Geist« – es hieß, Ungern könne Gedanken lesen –, tadelte gleichzeitig aber dessen enge Weltsicht und ungezügeltes Naturell. Die Zarenherrschaft repräsentierte für Ungern die »natürliche Ordnung«. Ab 1920 kämpften Ungern und seine Mannen in Eigenregie – außerhalb der Weißen Armee – und mit Unterstützung Japans im Osten Rußlands gegen die Bolschewiki. 1921 gelang es ihm, Urga (das heutige Ulan Bator) einzunehmen und die Chinesen von dort zu vertreiben. Mitte 1921 wurde Ungern den Mongolen zunehmend lästig, da er nun in großem Maße die Beschlagnahmung von Gütern und Haustieren der einheimischen Bevölkerung befahl. Seine Untergebenen – obgleich das mongolische Volk Ungern bis heute als »Kriegsgott« verehrt – verschworen sich gegen ihn, die Rote Armee nahm ihn fest, und am 15. September 1921 wurde Ungern hingerichtet. Der mehrfach ausgezeichnete Reisejournalist James Palmer hat eine Biographie über den »faszinierenden Psychopathen« verfaßt, die nun in deutscher Übersetzung vorliegt. In (teils unmäßig) flott zu lesender angelsächsischer Manier breitet der junge Publizist das Wirken des blutrünstigen, antisemitischen Konterrevolutionärs



James Palmer: *Der blutige weiße Baron. Die Geschichte eines Adligen, der zum letzten Khan der Mongolei wurde*, Frankfurt: Eichborn 2010. 379 S., 32 €

aus. Die Greueltaten des Mannes, der Friedrich den Großen verehrte, sich mit Wölfen umgab, die Gründung eines streng asketischen buddhistischen Ordens plante, und, wenn er nicht auf seiner Schimmelstute ritt, in »mystischer Verzückung« in seine Schlachten hüpfte, waren keineswegs Erfindungen der Roten. Der Autor nennt Ungerns »formalisierten Sadismus« zwar »unentschuldbar, aber erklärbar«: Zum einen waren seine unmenschlichen Strafen gegen die eigenen Männer selbst bei geringen Vergehen nur eine Fortführung der in der russischen Armee gängigen Disziplinarstrafen, zum anderen stammten zahlreiche Folter- und Tötungsmethoden (Zerreißenlassen von wilden Tieren, Verbrennen bei lebendigem Leib) direkt aus den »Höllenschriftenrollen« buddhistischer Klöster. Ein wenig kurz kommt bei Palmer der geistige Hintergrund des spirituellen Eklektikers. Nicht nur die Vernichtung der Sowjetmacht, sondern ein übergeordneter Kampf gegen die aus den Ideen der Französischen Revolution geborene Welt war Ungerns Ziel. Um die Errichtung einer theokratischen Ordnung zu erreichen, unterhielt Ungern auch Beziehungen zu traditionalen islamischen Kräften. Sowohl Julius Evola als auch Oswald Spengler galt Ungern als eine exemplarische Figur, der die Idee eines eurasischen Reiches verkörperte. Spengler äußerte, sein »Beispiel zeige, mit wie geringen Mitteln Asien in einer Form mobilzumachen« sei, »gegen die es keinen Widerstand gibt.«

Links stinkt's

Wenn bei einer kleinen Broschüre bereits Teile der linken Internet-Szene ins Räsonieren geraten, ist das ein Hinweis darauf, näher hinzuschauen. Felix Krautkrämers in der »Edition JF« erschienene Arbeit zum »linken Netz« betritt kein stilistisches Neuland. Oberflächlich betrachtet scheinen die Netzwerkdarstellungen zu etablierter und radikaler Linker den Agitationsmustern mancher Antifa-Broschüren abgeschaut. Dies



Felix Krautkrämer: *Das linke Netz. Das Zusammenspiel zwischen der Wochenzeitung »Die Zeit«, dem »Netz gegen Nazis«, der Bundeszentrale für politische Bildung und der linksextremen Szene*, Berlin 2010. 72 S., 5 €

täuscht indes, denn die Existenz eines solchen »linken Netzwerks« wird von Akteuren des finanziell wohlgenährten BRD-»Antifaschismus« selber bestätigt. »Netz gegen Nazis« heißt schließlich eines der wichtigen Internetportale, auf dem sich die Geldgeber von oben, die einschlägig bekannten Autoren von unten und die Gruppen von linksaußen die Hand reichen. Die Broschüre setzt dieses Portal in den Fokus der Betrachtung, um von dort ausgehend die wichtigsten Internetseiten und Medien des »antifaschistischen Milieus«, die bekanntesten Schreiber und deren Verbindung zum etablierten Polit- und Medienbetrieb kurz vorzustellen. Besondere Aufmerksamkeit wird der Bundeszentrale für politische Bildung entgegengebracht, deren Präsident Thomas Krüger, einst SPD-Politiker, offenbar parteiisch waltet und damit den eigenen Auftrag zur politischen Ausgewogenheit sträflich verletzt.
Mehr kann die sorgfältig recherchierte Broschüre gar nicht leisten. Die Reaktionen zeigen das Potential des Themas und schreien regelrecht nach systematischen Arbeiten, die Krautkrämers lesenswerte Darlegungen vertiefen.

Islam und FAZ

Ist das Meinungspluralismus oder grenzenloser Relativismus? Jedenfalls zählt es zu den Merkwürdigkeiten des deutschen Großfeuilletons, namentlich der *FAZ*, daß dezidierte Islamkritik und eine ebenso scharfe Kritik derselben gleichermaßen zur Linie des Blattes gehören. Da wird den Stimmen einer Alice Schwarzer, einer Necla Kelek und einer Ayaan Hirsi Ali regelmäßig breiter Raum gewährt, umgekehrt werden an gleichem Ort genau diese Stellungnahmen als »Fundamentalismus der Aufklärung« gegeißelt. So berührt es eigentümlich, daß *FAZ*-Feuilletonchef Patrick Bahners jene Publizisten, denen er im Blatt immer wieder ein Forum gewährt, nun – Ende Februar – per Buchtitel als *Die Panikmacher* (*Die deutsche Angst vor dem Islam. Eine Streitschrift*, München: C.H. Beck 2011. 192 S., 18 €) tituliert. Bahners spricht von den obengenannten (inklusive Sarrazin und Henryk M. Broder) als den »lautesten Beschwörern einer angeblichen Bedrohung«. Diese argumentierten »mit einem geschlossenen System von Vorurteilen, das die Verachtung ganzer gesellschaftlicher Gruppen salonfähig macht und Lösungen souffliert, die in Wahrheit praxisfern und menschenrechtswidrig sind.«

Abgründige Ausstellung

Unter dem schönen Titel »Ernst Jünger. Arbeiter am Abgrund« ist noch bis zum 27. März 2011 im Deutschen Literaturarchiv Marbach eine Ausstellung zu sehen, die Abfallprodukte der literarischen Produktion Jüngers versammelt. Dazu ist ein umfangreicher Katalog (Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft 2010. 283 S., 26 €) erschienen, in dem zahlreiche der ausgestellten Exponate versammelt sind. Neben Tagebüchern, Kalendern und Notizheften aus allen Jahren und Gelegenheiten (mit Zeichnungen, eingeklebten Pflanzen etc.) sind auch einige Utensilien dabei, die für Jünger typisch sind: Erinnerungsstücke aus dem Ersten Weltkrieg (der berühmte durchschossene Stahlhelm), Zettelkästen, Käferkästen und Sanduhren. Hinzu kommt noch (eher aus dem Rahmen fallend) der Inhalt von Jüngers Nachttischschublade (mit Nagelscheren und Bonbons) sowie sein Rasierwasser (Marke *Nightflight*). Zum Geleit stellt Ulrich Raulff die Behauptung auf, daß Jünger

Staatspolitisches Handbuch

Herausgegeben von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann

Das *Staatspolitische Handbuch* ist eines jener Projekte, auf das konservative und rechte Leser jahrelang gewartet haben: Nachschlagewerk und Inspiration für den metapolitischen Alltag!



BAND 1: LEITBEGRIFFE

176 Seiten, gebunden, 15.00 €

Dieses Buch ist der Beginn einer Umwertung: Karlheinz Weißmann definiert mehr als einhundert Leitbegriffe einer konservativen Weltanschauung, von Abendland bis Zyklus, von Anarchie bis Staat. Zur Definition treten Zitate, Literaturhinweise sowie ein Personen- und ein Begriffsregister.



BAND 2: SCHLÜSSELWERKE

264 Seiten, gebunden, 15.00 €

Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs* stellt 150 Werke vor, die für das konservative, rechte Denken grundlegend sind und so einen Kanon bilden. Nicht die historische Bedeutung, sondern zeitlose Dynamik und Gültigkeit bestimmten die Auswahl der Texte.

Für Band 1 und 2 zusammen gilt ein Paketpreis von 24.00 €.



»in seinem Rang als Jahrhundertautor« nie umstritten gewesen sei (was Jünger gar nicht gefallen hätte). Ein umfangreicher Aufsatz von Stephan Schlak, der auch die Idee zur Ausstellung hatte, durchschreitet Jüngers Werk beispielhaft an sechs Stationen (im Hinblick auf das Archiv), und Detlev Schöttker untersucht Jüngers Präsenz in der Öffentlichkeit nach 1945. Den Abschluß bilden zwei interessante Interviews mit Helmut Lethen und Karl Heinz Bohrer, die beide Meilensteine zur Jüngerforschung beigetragen haben. Warum allerdings der »Arbeiter am Abgrund« stehen soll, erschließt sich nicht.

Islam als Nabel der Welt

Sarrazin würde pauschalisieren, heißt es. Und was macht die Bundeszentrale für politische Bildung, wenn sie formuliert: »Für Thilo Sarrazin sind Muslime nur Gemüsehändler oder Dönerverkäufer«? Jedenfalls hat die Zentrale nun mit einiger Dringlichkeit (im Originalverlag ist es erst Monate vorher erschienen) ein Buch in ihr aktuelles Programm aufgenommen, das uns die Weltgeschichte aus islamischer Sicht erschließen soll. Tamim Ansary (*Die unbekannte Mitte der Welt. Globalgeschichte aus islamischer Sicht*, Bonn 2010. 368 S., 7 € bei Bestellung über die BpB) will vermitteln, was Muslime über Jahrhunderte hinweg motiviert hat, wie heldenhaft gerade die Frühgeschichte des Islam zu lesen sei und inwiefern islamische Reiche zu Horten der Freiheit und Toleranz wurden. Islamozentrik gegen Eurozentrik: Wenn's schön macht.

Todestag Karin Struck

Erinnert sei an die Schriftstellerin Karin Struck, die vor fünf Jahren, am 6. Februar 2006, in München einem Krebsleiden erlag. Daß Privates und Politik untrennbar seien, hatte die Struck aus ihrer linken Vergangenheit mitgebracht. Wie vehement sich die 1947 in Greifswald Geborene weigerte, die Sphären zu trennen, wurde deutlich, als sie 1992 in einer TV-Diskussion über Abtreibung mit Angela Merkel (die von »Stückzahlen« sprach) buchstäblich explodierte und Mikro sowie Wasserglas ins Publikum warf, bevor sie aus dem Studio stürmte. Mit einer Erschütterung, in der höchste Zustimmung und Abwehr eng beieinander lagen, las man ihre vielfach ausgezeichneten Romane und Tagebücher – etwa *Klassenliebe* (1973), *Die Mutter* (1975). Es sind hypersensible Dokumente aus einer Zeit, als der Feminismus noch nicht Staatsdoktrin war. Über eine Erschütterung kam Struck selbst, die 1996 zur katholischen Kirche konvertierte, nie weg: über die Abtreibung eines ihrer fünf Kinder, die sie auch als Sachbuch (*Ich sehe mein Kind im Traum*, 1992) verarbeitet hatte.

Das Allerletzte

Ein rundum unverschämtes Kartenspiel haben die Macher der weithin unbekannten mitteldeutschen Satirezeitschrift *Das Magazin* unters Volk gebracht. Das »Minderheitenquartett« (das wenig mit einem ordinär-langweiligen Quartett zu tun hat) erweckt allein durch die Sprache seiner Spielanleitung leise Assoziationen zum »MAD«-Spiel aus den achtziger Jahren – nur wird hier der Anspruch, ein »politisch semikorrekter Kartenspaß« zu sein, tatsächlich erfüllt. Ein ausgefeiltes Regelwerk liegt dem Spiel zugrunde. Ergänzt durch sogenannte »AGB«-Karten (bringt man etwa die Karte »Zivilcourage« ins Spiel, kann man unter Umständen eine Minderheit vor den Ansprüchen einer anderen retten) geht es darum, die einzelnen 24 Minderheiten möglichst geschickt gegeneinander auszuspielen. Hervorragende Chancen hat der Spieler, der den Juden, den Schwulen oder die Feministin auf der Hand hat. Jene Minderheiten weisen nämlich in den meisten Kategorien (wie »Wohlstand« und »gesellschaftliche Akzeptanz«) hohe



Bezug zu 10 € zzgl. Versandkosten über: rappel GbR, Zeitschrift – Das Magazin, Karl-Heine-Straße 22, 04229 Leipzig bzw. unter www.zeitschrift-dasmagazin.de.

Punkte auf. Zu den unterprivilegierten Minderheiten zählen hingegen Kinder und Wachkomapatienten, die anders als etwa die Pädophilen nicht mal mit »Schamgefühl« punkten können. Die ärmsten Schweine sind die »Nazis«. Jene allerdings vermögen trotz erbärmlicher Ausgangslage Juden und Neger zu schlagen. Ob hier nicht eindeutig die Grenzen des guten Geschmacks überschritten würden? Der Pressesprecher antwortet mit einem fröhlichen »Hoffentlich ja!« Mit »Applaus von der falschen Seite« habe man kein Problem: »Applaus finden wir grundsätzlich super.« Rechtsradikale auf diversen Netzforen halten übrigens nichts von dem hübschen Spielchen. Weil es halt »den Juden« wieder besonders toll darstelle.

Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (ViSdP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

Presse über uns

- eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

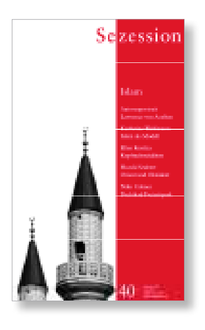
- 45 € im Normalbezug,
- 30 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- 75 € im Förderabonnement,
- 55 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2011

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Interview-Buch *Deutschland auf Augenhöhe* mit General Schultze-Rhonhof (Ladenpreis 12 €).

Sezession
Rittergut Schnellroda
D–06268 Steigra

Überblick 2011, 9. Jahrgang



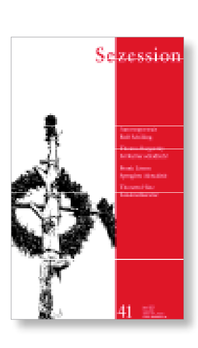
Heft 40 / Februar / 10 €
Themenheft »Islam«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Lawrence von Arabien

Ellen Kositza
Kopftuchmädchen

Harald Seubert
Orient und Okzident

Karlhein Weißmann
Islam als Modell



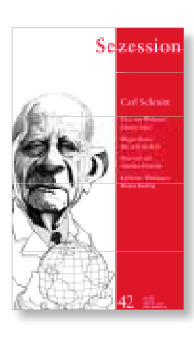
Heft 41 / April / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Rolf Schilling

Thomas Bargatzky
Ist Kultur schädlich?

Frank Lisson
Spenglers Aktualität

Thorsten Hinz
Tendenzliteratur



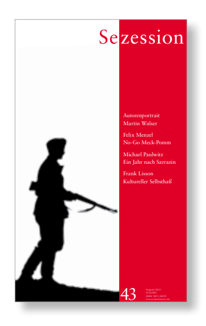
Heft 42 / Juni / 10 €
Themenheft »Carl Schmitt«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Thor von Waldstein
Schmitt lesen

Wiggo Mann
Der Schmitt-Kult

Interview mit
Günther Maschke

Karlheinz Weißmann
Hanno Kesting



Heft 43 / August / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Martin Walser

Felix Menzel
No-Go Meck-Pomm

Michael Paulwitz
Ein Jahr nach Sarrazin

Frank Lisson
Kultureller Selbsthaß



Heft 44 / Oktober / 10 €
»Konservative Revolution«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
KR als Epochenphänomen

Götz Kubitschek
Starkstrom KR

Sebastian Maaß
Die Jungkonservativen

Kleines Lexikon
der KR-Köpfe



Heft 45 / Dezember / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
C.S. Lewis

Martin Lichtmesz
Amerikanische Freiheit

Siegfried Gerlich
Linke und Nation

Ellen Kositza
Hallo, Prof.!

Ex oriente lux,
ex occidente luxus.

(Stanisław Jerzy Lec, 1909–1966)